Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 12 (1926)
Heft: 52

Anhang: Seminar : Beilage zur "Schweizer-Schule"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

2. Jahrgang Nr. 1 11. März 1926

Seminar

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Schriftleitung: Georg Schnyder, Seminarlehrer, Hitzkirch

Inhalt: Das Jahr zerrann — Gedanken über den Sprachunterricht — Churerbrief — Hitzkircherbrief — Ueber das Sammeln von Naturgegenständen — Ein Einmaleins-Spiel — Hans Waldmanns Kampf — Beilage: Inhaltsverzeichnis 1925.

Das Jahr zerrann — —

Alphons Arcozzi, Zug

Das Jahr zerrann, so still, so sacht,
Halb Tagestraum — halb Traum der Nacht, —
Versank ins Meer der Ewigkeit
Mit all der Lust und all dem Leid.

Da steht der Mensch und schaut zurück
Und klagt: 's war nur ein Traum von Glück!
Und sieht wie er ums Liebste rang,
Ums Edenhall — und wie's zersprang! —

Und lauscht, wie leis der Sand zerrinnt — —
„Wach auf, ein neues Jahr beginnt!“
So hallt's aus den Ruinen laut:
„Ans Werk, auf's neu' am Glück gebaut!“

Was dir noch blieb vom toten Glück,
Und wär's auch nur ein Säulenstück,
So schaff' und meißle dran mit Mut,
Der Herrgott macht noch alles gut.

Und auf dem sichern Grundgestein
Bau auf der guten Taten Reih'n,
Daß draus ein hehrer Dom entsteht,
Der in den Himmel ragt als ein Gebet.

Daß in der dunkeln Zukunftsnacht
Ein Friedensstern darüber wacht,
Und daß dein Ohr dem Liede lauscht,
das mächtig aus dem Dome rauscht. —

Gedanken über den Sprachunterricht

Was ich hier vorbringe, habe ich nur zum geringsten Teile selbst erdacht; aber es geziemt sich für den Jungen, daß er die Anregungen und Gedanken des Erfahrenen beherzige und nachdenkend sich zu eigen mache. Daher schreibe ich hier über Gelesenes und Gehörtes, das verdient, beachtet zu werden. —

Ein welscher Dichter sagte einst zu einem deutschschweizerischen Lehrer: „Sehen Sie, das Geheimnis aller Sprachbeherrschung liegt in zwei Dingen: in der unablässigen getreuen Beobachtung der uns umgebenden Welt und in der täglichen Uebung, seine Beobachtungen andern mitzuteilen. Wenn ich je etwas Schätzenswertes geschrieben haben sollte, so verdanke ich es denjenigen, die mich schon in frühester Jugend zum kleinen Naturforscher gemacht und angehalten haben, von allen meinen Beobachtungen so gut als möglich Rechenschaft zu geben. Was ich in jungen Jahren begonnen, habe ich bis heute fortgesetzt. — Tun Sie, wie ich, dann werden auch Sie Schriftsteller, und die Schüler werden Ihnen Ihre Kunst abgucken. Jeder Lehrer ein Schriftsteller, wenn auch nur für sich und die ihm Anvertrauten! Dann wird's gut."

Zu einem andern Mittel rät Edmondo de Amicis. Dieser berühmte italienische Jugendschriftsteller schrieb sein in der ganzen Welt bekanntes und geschätztes Buch „Herz" als Primarschüler; freilich hat er es erst viel später druckfertig überarbeitet und erscheinen lassen. Der freundliche Verfasser gibt uns eine anregende Lehre, wenn er sagt: „Das beste Mittel, um eine Sprache möglichst schnell und vollkommen zu erlernen und in Wort und Schrift mit Einsicht und Sicherheit anzuwenden, ist das Studium eines guten Wörterbuches. Das Vokabularium ist das einzige Buch, das den ganzen Reichtum der Sprache enthält. Wer ein Idiom nur aus guten Schriftstellern oder im Umgange mit dem selbst gebildetsten Teile des Volkes erlernt, ist zu sehr dem Zufall überlassen. Am Wörterbuch haben gearbeitet alle Jahrhunderte, wir alle, Gelehrte, Analphabeten und Kinder; es enthält Verse aller Poeten und Perioden aus jeder Prosa; jedes große Ereignis hat in ihm eine Erinnerung hinterlassen; es ist die Geschichte unserer Sprache; es finden sich darin die Spuren, welche den Jahrhunderte dauernden Kampf zwischen der Ursprache und dem sprachumformenden Volksgeist dokumentieren; es gibt unter seinen Wörtern Sterbende, Sieger, Krüppel, Verklärte, Unverwundbare, Getötete, Begrabene, Verwesende und Auferstandene; es ist ein wahres Schlachtfeld, auf das jede Provinz und alle unsere Städte Soldaten geschickt haben: es ist das nationalste Buch, das es geben kann. Wäre ich allmächtiger Unterrichtsminister, so müßte jede unserer Schulen das obligatorische Studium des ganzen Wörterbuches in ihr Programm aufnehmen, es müßten Auszüge gemacht und Erläuterungen geschrieben, ja, am Ende jedes Schuljahres Prüfungen darüber abgenommen werden. Aber nicht wie ein Roman oder eine Geschichte ist das Wörterbuch zu lesen. Wenn du dich hinsetzest und die Arbeit gleichsam in einem Atem vollziehen willst, wird dir nichts bleiben als eine große Verwirrung im Kopf, und die Langeweile wird dich töten, ehe du die ersten hundert Seiten durchgenommen haben wirst. Nur jahrelange Geduld führt hier zu gutem Ende."

Nach dem Franzosen und dem Italiener soll auch ein neuer deutscher Sprachmeister das Wort haben. Rudolf Hildebrand sagt: „Da ist zuerst die Wortbildung, die auch in der wissenschaftlichen Grammatik in unserm Jahrhundert eigentlich erst erkannt worden ist in ihrem Werte. Sie ist auch schon für die Schule brauchbar, als ein Bissen Kuchen zwischen das tägliche Brot — Noch Wichtigeres aber und noch mehr als Kuchen, das wahre Lebensbrot, gibt eine andere Seite am Riesengebäude der Sprache, die jeden Augenblick zu öffnen ist. Es sind die Bilder aus dem Leben, die in festen Wendungen niedergelegt sind, gleichsam kleine Ausschnitte aus der wirklichen Welt, man kann sagen photographische Bilder, die einmal von einem klaren Auge in dieser Fassung aufgenommen worden sind. Der Vorrat überlieferter bildlicher Redensarten bildet den eigentlichen Geist, Gehalt und Reichtum, das eigentliche innerste Leben der Sprache. Ist daran nichts zu lernen und zu lehren? Wichtiges und Schönes in unerschöpflicher Fülle! Was tut denn die Schule daran? So viel ich weiß, soviel wie nichts, wenigstens nicht geflissentlich, höchstens einmal beiläufig. Die Kunst und Gewöhnung, alten schlichten und kernigen Worten, auf die man nicht besonders mehr achtet (und daher verkehrt anwendet), wieder auf den Grund sehen zu können, sie für unser Denken und Empfinden und Tun als stille Helfer und Freunde zu gewinnen, kann der deutsche Sprachunterricht anpflanzen und pflegen." —

Bei allem Optimismus aber wollen wir nicht verkennen, daß es uns nur in geringem Grade gelingen wird, die Volksschüler zu einem tiefern Verständnis der Sprache zu führen. Wir müssen zufrieden sein, wenn die Kinder das wundervolle Instrument einigermaßen handhaben lernen. Wohl das beste Mittel, das zur Sprachfertigkeit verhelfen kann, ist das Lesen.

Besonders wichtig ist das freitätige Lesen außerhalb der Schulzeit; und der Lehrer muß es verstehen, den Schüler hiezu anzuregen. Die Lese-

stunden sollten immer freudige Stunden sein. Jede Schule sollte auch eine gute Schülerbibliothek besitzen. Es ist besser, daß der Schüler sich die Bücher vom Lehrer holt, als daß er darauf angewiesen sei, von Mitschülern und Erwachsenen sich Lesestoff zu verschaffen. Die unauffällige Kontrolle durch den Lehrer darf aber auf keinen Fall fehlen. Sie kann geschehen, indem die Schüler ermuntert werden, Stellen aus der Hauslektüre, die ihnen besonders gut gefallen haben, der ganzen Klasse vorzulesen, indem sie Inhaltsangaben größerer gelesener Erzählungen in der Schule mitteilen dürfen, und indem sie angeleitet werden, die Privatlektüre in erlaubter Weise im freien Aufsatz zu verwerten. —

Auch zur vielumstrittenen Aufsatzfrage wage ich mich zu äußern. Vor allem scheint mir die Hauptforderung angebracht zu sein: die Sprache des Kindes sei echt! Der Schüler darf nicht schreiben wie ein Erwachsener. Wenn er auch etwas sprunghaft sich ausdrückt und von keinem wohldurchdachten Plan ausgeht, hat das gar nichts zu sagen. Die Hauptsache bleibt, daß der Aufsatz ein Niederschlag des eigenen Schauens und Nachdenkens ist. Diese Forderung muß nicht nur an den Freiaufsatz gestellt werden, sondern auch an den angelehnten Aufsatz, der ohne Zweifel in der Volksschule einen breiten Platz haben muß.

Der Förderung im schriftlichen Gedankenausdruck kann in hervorragender Weise das Tagebuch dienstbar gemacht werden. Wenn man die Schüler anhält, täglich auch nur einige Zeilen über interessante Beobachtungen zu schreiben, werden sie nicht nur lernen sich knapp und klar auszudrücken, sondern sie werden gleichzeitig immer mehr ihre Beobachtungsgabe vervollkommnen; und dieses erfreuliche Ergebnis kommt allen Fächern, vorab der Naturkunde, zugute. Witterung, Pflanzenwelt, Tierwelt usw. können unsere Aufmerksamkeit fast auf Schritt und Tritt erregen. Außerordentlich fördernd wirken auch die vom Lehrer von Zeit zu Zeit gestellten Beobachtungsaufgaben. Zur Veranschaulichung diene ein Beispiel, das ich kürzlich gelesen habe:

Der Lehrer spannte die Erwartung seiner Schüler, indem er sagte: „Nächstens wird es schneien. Beobachtet wohl, aus welcher Richtung die Flocken kommen, welche Bewegung sie machen (schiefer Strich, Gewirr, Wirbel), an welchen Stellen sie gleich vergehen und wo sie sich sichtbar ansetzen, wie groß sie sind, wie geformt usw.! Beobachtet heute abend den Eintritt der Dämmerung! Welche Gegenstände erscheinen zuerst unklar, verhüllt, welche dann, welche zuletzt? Wie ändert sich die Farbe der verschiedenen Gegenstände? Um welche Zeit tritt völlige Nacht ein?" —

Ueber den Wert der Sprachlehre gehen die Meinungen recht weit auseinander. Was Otto Anthes vorbringt, möchte ich freilich nicht unterschreiben: „Ob wir das System vollständig oder lückenhaft bieten, ob wir damit von vorne oder von hinten oder sonst irgendwo anfangen, ändert an der Sache verzweifelt wenig. Die deutsche Sprache ist kein aus Haupt- und Nebenbalken ausgeführter und mit Subjekts- und Prädikats- oder sonstigen Steinen ausgemauerter Bau, sondern ein lebendiger Organismus, eine höchst freie Lebensäußerung der deutschen Nation, kein Gesetz mit langweiligen Paragraphen, sondern ein sehr ergötzliches Tun der freien Phantasie, eine oft allerdings sehr vorzügliche Uebereinkunft ganz ungelehrter Leute. Die Sprachlehre befördert weder die Denkfähigkeit, noch sichert sie die Sprachrichtigkeit, ist auch ganz überflüssig zur Erlernung der Fremdsprachen."

Wir dürfen ja heute gar nicht mehr klagen! Ich glaube, man werde sich doch überall auf das Notwendige und Nützliche beschränken. Freilich sind das sehr dehnbare Begriffe!

Zum Orthographieunterricht möchte ich nur die Grundsätze in Erinnerung rufen, die schon Kehr aufgestellt hat: Alles, was gelesen wird, muß auch in bezug auf die Schreibweise genau angesehen werden; jeden Tag muß, wenigstens in den untern Klassen, ein Satz oder eine Satzreihe aus behandelten Lesebuchnummern nach Diktat oder auswendig geschrieben und, wenn nötig, sogleich verbessert werden. —

Endlich führe ich noch das beherzigenswerte Wort eines Schweizerlehrers an, der in weiten Kreisen als tüchtiger Schulmann anerkannt ist: „Wenn man in der Deutschstunde nichts anderes zu tun weiß als zu korrigieren, zu tadeln und zu strafen, dann kann nichts Rechtes gedeihen. Gearbeitet muß zwar werden, angestrengte Aufmerksamkeit muß sein; aber die lichten Augenblicke und die vergnügten Stunden dürfen nicht zu den Ausnahmen gehören, sonst gibt es nach und nach eine trübe Atmosphäre, und die Saat verkümmert."

K.

Churerbrief

Sport und immer wieder Sport klingt heutzutage an unser Ohr in einem viel höhern Maße als bis anhin, so daß auch unsere Kantonsschule, und was uns noch viel mehr interessiert, unsere Kantonsschüler mit frischem Wagemut dieses Wort aufgefaßt haben und ihm sogar mitten im hochernsten Schulbetrieb einen besondern Tag widmen, der von der Leitung unserer Schule begrüßt und sogar mit Geld unterstützt wird. Auch diesen Jänner konnten das städtische Eisfeld, unsere

prachtvolle Schlittbahn von Malix *) und das herrliche Skifeld von Brambrüesch **) bewirken, daß fast alle unsere Kameraden Schule und Schularbeit für einen Tag lang vergaßen und mit wahrscheinlich überzeugterer Freude dem Schneesport huldigten. Ziemlich günstige Schneeverhältnisse steigerten noch das Vergnügen eines schönen Wintersporttages.

Der Schreiber dieser Zeilen hatte sich zu den Skifahrern gesellt und fand sich in aller Frühe bei seinen Gesinnungsgenossen ein, die mit vollgestopftem Rucksack, tüchtig eingewachsten Skiern, einem Gürtel um die Lenden, von dem die großen Skihandschuhe herunterhingen, und mit großen Skischuhen, die auf der harten Straße sichern Stand ermöglichten, jauchzend in den klaren Wintertag hinauswanderten. Mit Plaudern und Skigeklapper ging's vor Tagesanbruch lustig bergan. Ein mehrgliedriges Komitee, das oben für alles vorgesorgt hatte, so daß das Abfahrtsrennen, das Springen und der Slalomlauf gleich erfolgen konnten, erwartete uns oben auf Brambrüesch. Nicht weniger als zehn Skibrüche, aber kein einziger Beinbruch, was wesentlich wichtiger ist, begleiteten die schönen Resultate, die auf jedem Gebiet erzielt wurden.

Doch kaum war der Sporttag hinter uns, so hieß es, mit der letzten Seminarklasse werde nächsthin ein besonderer Skikurs abgehalten. Diese Nachricht gefiel uns außerordentlich, da wir noch zum großen Teil die lebhaftesten Erinnerungen vom Sporttag in uns trugen. Manchem von uns erschienen sicher die langen Bretter schon im Traume, und die Phantasie wird manchen schon mit zierlichen Künsten und mit Schneebädern abwechselnd beschäftigt haben. Und richtig, eines schönen Tages marschierte ein Heer von über 50 Schülern und Schülerinnen, fast ausschließlich urchige Bündner und Bündnerinnen, alles Lehramtskandidaten, unter Begleitung der Kursleiter, sportmäßig ausgerüstet, Churwalden zu, wo wir nach etwa 2½-stündigem Marsch aufs freundlichste empfangen wurden; begreiflicherweise: denn wer sollte nicht Freude haben an einer solchen Gruppe junger, rüstiger und strebsamer Helden? Nun hieß es tüchtig arbeiten; denn jeder wollte sich von der besten Seite zeigen, was wirklich auch jedem gelungen ist. Niemand versagte; keiner fürchtete ein Schneebad, wenn es hie und da auch mit einiger Unannehmlichkeit verbunden war; denn der Schnee war mancherorts etwas ungünstig und hart, aber doch nicht so hart wie unsere dicken Bündnerschädel, die das gesteckte Ziel erreichen wollten und auch erreichten. Abends fanden sich dann die vier verschiedenen Gruppen zu einem gemütlichen Beisammensein. Mit besonderer Freude schlug unser Herz am letzten Abend, als wir den Chef des Erziehungsdepartements in unserer Mitte begrüßen durften, dem wir es in erster Linie zu verdanken hatten, so vergnügte Stunden miteinander auf den Skiern in frischer reiner Bergluft erlebt haben zu dürfen. —

Doch neben dem Sport rufen uns auch noch Aufgaben höherer Art, nicht nur unser Pflichtstudium, das uns mit Lehrübungen, Pädagogik und Psychologie und all den andern Fächern fördert, um uns ganz den Anforderungen des künftigen Berufes gerecht werden zu lassen, sondern auch das, was wir aus freiem Antrieb und aus eigenem Verlangen heraus auf allen Gebieten des Wissens suchen. Ein solches Feld freier Betätigung bietet uns katholischen Studenten unser Zirkel, zu dem wir Schüler der obern Klassen uns alle 14 Tage einmal zusammenfinden. Da werden Vorträge gehalten, wenn irgendwie möglich über Lieblingsfächer: Börse, Weltpresse, Sozialismus, Volkskunde, Literatur; alles wird berührt, und tiefschürfende Probleme werden aufgeworfen und gelöst. Jeder sucht nicht nur durch seine Vortragsfähigkeit, sondern auch durch gediegenen Inhalt die Zuhörer zu fesseln. Daran anschließend erfolgt eine rege Diskussion, an der jeder mitzuwirken sucht. Die Folge ist dann nicht selten, daß die Köpfe der jungen konservativen Garde tüchtig erhitzt werden. Je reger die Diskussion wird, mit um so mehr Freude und Interesse erwarten wir jeweilen den nächstfolgenden vielversprechenden Vortrag, um wieder miteinander die Waffen des Geistes zu kreuzen. Jedenfalls ist es eine weise Vorsichtsmaßregel, zum voraus die Zeit des Diskussionsschlusses zu bestimmen, weil sich sonst die Diskussion manchmal bis tief in die Nacht hineinzöge. Am Schlusse bringt dann noch unser Religionslehrer etwelche Berichtigungen und Ergänzungen zu unseren Auseinandersetzungen und beschwichtigt erregte Gemüter. Diese dürfen sich dann, wenn der Erfolg ausbleibt, mit besonderer Vorliebe auf das Recht der Redefreiheit berufen.

Uns sind diese Abende kameradschaftlicher Zusammenkunft eine Fundgrube nützlichen Wissens und eine Quelle lieber Erinnerungen. Vielleicht hat das zur Folge, daß die ehemaligen Mitglieder unseres Zirkels im Lehrerberufe auch auf dem Lande solche Einrichtungen treffen werden, um jüngere Leute zum Studium und zur Vertiefung in höhere Fragen und Probleme anzuspornen.

Es ist uns auch Gelegenheit gegeben zu religiöser Sammlung, besonders bei unsern besondern Schülergottesdiensten, die einmal im Monat droben im heimeligen Kirchlein von St. Luzi die katho-

*) Malix: Ein Bergdorf, eine gute Wegstunde oberhalb Chur.

**) Brambrüesch: Ein bekanntes Churerskifeld mit einer Klubhütte.

lischen Schüler zusammenrufen. Ein Chor aus unserer Mitte gibt dem Gottesdienst eine eigene Würde. Die ganz den Schülern angepaßte Predigt gibt uns manches gute Wort mit auf den Lebensweg.

Solches Zusammenwirken bietet gewiß große Vorteile, um uns wissenschaftlich, sowie auch sittlich und religiös zu bilden. Wir suchen deshalb unser Möglichstes zu tun, dies harmonische Wirken zu pflegen und zu fördern, um uns und andere zu tüchtigen, religiösen und sittlichen Menschen heranzubilden, die nicht die Flinte ins Korn werfen, wenn es heißt, auch zu den schwersten Fragen der Zukunft und des Lebens entschieden Stellung zu nehmen.

B. Hubert, Chur.

Hitzkircherbrief

Die Weihnachtsferien sind vorbei. Durch das gepflasterte Eingangstor des Seminars dröhnen die festen Schritte der aus den Ferien zurückkehrenden Studenten. Mit schweren Koffern und mit vollgestopften Waschkörben ziehen sie ein. Auf einigen Gesichtern glänzt Unternehmungslust, auf andern bemerkt man einen Zug von Niedergeschlagenheit; denn alle wissen, daß jetzt ein Jahresabschnitt mit viel Müh' und Arbeit bevorsteht.

Der Schulbetrieb ist wieder im vollen Gange. Die internen Dritt- und Viertkläßler dürfen bis abends 10 Uhr arbeiten. Zu den gewöhnlichen Pflichten und Arbeiten kommt jetzt noch das Arbeiten aus freiem Antriebe dazu; es ist zwar auch nicht so ganz frei, denn jeder weiß, daß in wenigen Wochen die gefürchtete Staatsprüfung stattfindet, und er wünscht dann etwas Rechtes zu können. Daher wird also geschanzt, den Kopf zwischen die Fäuste gestützt, ins Buch oder Heft hineingestarrt mit gefalteter Stirn, oder — auch nicht. Denn plötzlich klappt einer in der hintersten Bank sein Buch zu, läßt einen Seufzer fahren und geht zu einem andern, um sich oder ihm die Zeit zu vertreiben. Bald entspinnt sich ein Gespräch zwischen beiden, und ein Dritter gesellt sich dazu, der heute auch nichts lernen mag. Ist das Gespräch interessant, so ist bald die ganze Gesellschaft beisammen und lagert sich auf Bank und Pult um einzugreifen oder zuzuhören. Bald schlägt es zehn Uhr, und die kostbare Zeit ist vorbei.

Wenn die Fastnacht naht, merkt man's im Seminar unvermeidlich! Das Schmettern der Trompeten, das Dröhnen einer Posaune, das schmachtende Tremolieren der Geigen verrät, daß ein Festchen bevorsteht. Das pädagogische Kränzchen, eine freie Vereinigung der beiden obern Klassen, veranstaltete auch dieses Jahr am schmutzigen Donnerstag eine musikalisch-theatralische Aufführung. — Aus dem finstern Estrich schleppte man die bunten Kulissen hervor. An einem freien Mittwochnachmittag wurde die Bühne im Turnsaal aufgestellt. Ein reges Treiben begann. Mit Beilen und Hämmern wurde kräftig drauflos geschlagen; und die körperliche Arbeit und Bewegung und Anstrengung tat gut. Andere stolzieren schon auf der halbfertigen Bühne herum, schwadronieren einen klassischen Vers mit Hantieren, Augenverdrehen und Pathos herunter, als ständen sie schon vor einer gaffenden, bewundernden Zuschauermenge. Es sind auch Zuschauer da, aber sie wollen nur befehlen und sich über die Arbeitenden lustig machen. Nach und nach wird die Bühne fertig. Von jetzt an wird alle Abende geübt und geprobt.

Der erste Aufführungstag, der Mittwoch vor dem schmutzigen Donnerstag, ist gekommen. Vor der Aufführung herrscht eine große Aufregung. In aller Eile müssen noch einige Dutzend Eintrittskarten gedruckt werden. Einige finden, daß bei ihren Kleidern noch nicht alles in Ordnung ist. Da und dort muß noch etwas zurechtgezerrt und -gezupft werden. Unruhig geht einer hin und her, ein Blatt in seinen zitternden Händen. Er muß seine Rolle noch einmal durchlesen. Ach, er ist gar nicht sicher, wie's gehen wird, da er heute zum erstenmal die Bühne betritt. Mit jeder Minute wächst die Spannung. Aber das dauert keine Ewigkeit. Zitterte einer auch anfangs, am Donnerstag abends hatte er Ruhe. Beide Aufführungen sind denn auch wirklich glücklich abgelaufen. Bis dahin hatten nur die Zuschauer etwas gehabt, und die Musikanten und Komödianten waren fast leer ausgegangen. Nach dem Nachtessen geht alles wieder in die Turnhalle. Mit stürmischem Jubel wird der Pedell begrüßt, der mit einigen Bierkisten anrückt. Kräftig werden die Gläser angestoßen, und alle Schulsorgen sind vergessen. Bald klimpert einer auf dem Klavier einen Walzer, und eine Geige mischt sich drein. Da können einige nicht mehr ruhig sitzen. Ein fröhliches Tanzen beginnt, und auch hiezu kann das Seminar eine tüchtige Mannschaft stellen. Um 10 Uhr schallt es im großen Gange droben. Einigen fällt das Gehorchen heute nicht schwer. Sie sind müde, so daß sie jetzt freudig zu Bette gehen. Andere freilich sind aber erst jetzt im besten Zug und hätten gerne noch weitergetanzt. Allmählich leert sich die Halle, und verlassen stehen die Gläser und Flaschen auf den rohen Tischen.

Am darauffolgenden Samstag beginnen die Fastnachtsferien. Jeder wünscht dem andern eine recht lustige Fastnacht. Einige Professoren aber meinen in väterlicher Fürsorge: „Nur nicht allzu-

viel!" Am Aschermittwoch abends vier Uhr kehren alle wieder zurück. Man sitzt zusammen und erzählt von den lustigen Fastnachstagen, denn bald wird man nicht mehr Zeit dazu haben, ja überhaupt nicht mehr reden dürfen. —

Exerzitien! Auf die tolle Fastnacht folgen die stillen und ernsten Tage der Sammlung und Einkehr. Um fünf Uhr tritt der Herr Direktor in den Studiersaal und gibt die Maßregeln über das Verhalten eines braven Seminaristen in diesen gnadenreichen Tagen. Jetzt darf man das Nötige zu sagen nicht vergessen! Einer legt schon ein Notizbuch bereit, damit er sich in dringenden Fällen schriftlich mit seinen Kameraden verständigen kann. Ein anderer gibt seinem Tischgenossen die Hand und sagt: „Du weißt dann, ich rede nichts." „Abgemacht!" sagt der andere und schlägt ein. Zuhinterst aber ist schon ein Verzagter und frägt: „Redest du auch nichts?" „Selbstverständlich nicht!" brummt der Angeredete und läßt den Langweiler stehen. Um 8¼ Uhr tönt die Hausglocke . . . Alles harrt gespannt auf den bekannten Schweizerdichter Pater Maurus Carnot, den unser Herr Direktor zur Freude aller Seminaristen zum Exerzitienmeister erwählt hat. Jetzt geht die Türe auf, und alles reckt die Hälse, und die hintersten heben sich auf die Fußspitzen, um den berühmten Mann zu sehen. . . An den enttäuschten Mienen kann man sehen, daß er anders vorgestellt wurde. Alles lauscht dem geistreichen Vortrage dieses ehrwürdigen Paters im Silberhaar. Zwar ist seine Stimme schon ziemlich leise geworden, aber manchmal flackert sie wieder auf in einem urchigen Bündnerisch, strahlt und leuchtet wie die untergehende Sonne durch eine Felsritze.

Nach dem ersten Vortrag ist alles still, und nachdenklich gehen auch die Externen heimwärts. Mit der Zeit nimmt aber auch das Gespräch zu. Am letzten Exerzitientage sind nur noch sehr wenige, die das Silentium treu gehalten haben. An diesem Tage legten auch alle eine Generalbeicht ab, und zu der Sonne, die heute besonders schön und warm leuchtete, glänzte in uns allen noch eine zweite, die Sonne seligen Friedens. —

Fastnacht und Exerzitien sind vorbei. Jetzt beginnt wieder ein eifriges Schaffen in allen Klassen. Besonders regen sich jene Seminaristen, die vor der gefürchteten Staatsprüfung stehen. Doch ist es bei vielen kein mühsames, saures Schaffen, sondern ein freudiges Arbeiten, eine gesegnete Tätigkeit; und der Lohn kann nicht ausbleiben. Den Viertkläßlern wird immer mehr der hohe Beruf bewußt, in dem sie schon in zwei oder drei Monaten am Heile der Menschheit arbeiten werden.

Franz Büchli.

Ueber das Sammeln von Naturgegenständen

Anton Schwegler, Hitzkirch

Jeder Lehrer sollte eine Sammlung von Anschauungsmaterial anlegen. Für alle Fächer lassen sich Gegenstände und Hilfsmittel finden. Es brauchen nicht Dinge zu sein, die schwer erhältlich oder teuer sind.

Auf dem Gebiet der Naturkunde kann der Lehrer ohne jede Schwierigkeit brauchbares Material auftreiben. Die Natur selber bietet ihm genug. Er muß es nur sammeln. Zeit dazu findet er auf seinen täglichen Spaziergängen im Frühling und im Sommer. Ein scharfer Blick, ein wenig Naturkenntnis und die Freude an der Natur sind seine besten Gehilfen. Zu seiner Ausrüstung gehört auch Gift, womit er Insekten tötet. Er braucht gute Kästen, in denen er Schmetterlinge, Käfer und andere Funde gegen die zerstörenden Motten schützt. Ein gutes Buch zum Bestimmen von Pflanzen und Tieren darf nicht fehlen.

An sonnigen Frühlingstagen erholt sich der Lehrer auf einem Streifzug durch Wald und Feld. Die Beobachtung der Natur ist für ihn eine angenehme Abwechslung. Bald umflattert ihn ein bunter Schmetterling, oder ein schillernder Käfer krabbelt über den Fußweg. Da und dort entdeckt er interessante Erscheinungen. Der wahre Naturfreund mordet und sammelt mit Maß. Er hat Freude, die Tierchen und Pflanzen leben zu lassen; er tötet nicht mehr als notwendig ist. Wenn der Lehrer Ausdauer hat, so bringt er es in einiger Zeit zu einer ansehnlichen Sammlung für die Naturkunde.

Es ist leicht, auch die Schüler zur Mitarbeit zu gewinnen. Dabei kann er sie auch außerhalb der Unterrichtszeit erziehen und belehren. Der Schulmeister hat Gelegenheit, dem Zerstören der Natur und dem sinn- und zwecklosen Sammeln entgegenzutreten und das Interesse in fruchtbare Bahnen zu lenken. Oft haben die Buben Freude an der Tierquälerei, auch sammeln sie Schmetterlinge und suchen sich dabei gegenseitig zu überbieten. Wenn dieser Sammeltrieb nachläßt, geht die Sammlung zugrunde. Wie oft kommt es vor, daß Kinder Blumensträuße machen und sie nach kurzer Zeit wegwerfen! Solchen Unarten kann der Lehrer durch Belehrungen entgegenwirken. An seinen Sammlungen und Präparaten zeigt er den Kindern die Wunder der Natur, die Gott für uns geschaffen hat. Er weckt in ihnen den Sinn und die Liebe für

die Schöpfung. Der Aberglaube und die Unwissenheit werden ausgerottet. Weil die Leute manchmal ganz falsche Meinungen haben von einem Tier oder einer Pflanze, so vernichten sie unschädliche, ja selbst nützliche Lebewesen. Auch der Aberglaube spielt hiebei eine wichtige Rolle. Jedermann kennt solche Beispiele. Pflanzen- und Tierwelt sind für den Menschen geschaffen; er aber, der mit Vernunft begabt ist, soll die unbeseelte Natur achten und lieben und sich keinen Mißbrauch erlauben.

Ein Einmaleins-Spiel

Dieses Spiel ist Wasser auf die Mühlen jener Pädagogen, welche das Lernen mit Spiel erreichen wollen.

Als Material sind zu verwenden: Zwei Würfel und soviele Einmaleinstabellen als Mitspieler sind. Am besten können zwei bis vier Personen spielen.

Die Würfel. Der Würfel hat bekanntlich sechs Seiten. Auf den einen Würfel kommen die Ziffern 3, 4, 5, 6, 7 und 8, auf den andern die Ziffern 4, 5, 6, 7, 8 und 9. Das Einmaleins von 2 kommt außer Betracht, da es leichter ist als die andern Reihen. Es wird gewürfelt, und die zwei obern Ziffern sind die Faktoren der auszuführenden Multiplikation.

Die Tabelle. Jeder Mitspielende erhält eine Tabelle. Auf dieser stehen folgende Einmaleinsprodukte:

4	12	16	20	24	28	32
5	15	20	25	30	35	40
6	18	24	30	36	42	48
7	21	28	35	42	49	56
8	24	32	40	48	56	64
9	27	36	45	54	63	72

Der Verlauf des Spieles ist nun folgender: Ein Spieler, nennen wir ihn Hans, würfelt. Er multipliziert nun die beiden Zahlen der Würfel und besetzt das betreffende Feld seiner Tabelle mit einer Marke (Erbse, Knopf). Hierauf würfelt der Spieler Heiri.

Der Verlauf des Spieles ist deutlicher an einem bestimmten Beispiel zu sehen:

Es spielen die Personen A, B und C.

A würfelt: 6×7. Er besetzt auf der Sechser- oder Siebnerreihe das Produkt 42.

B würfelt: 5×8 und besetzt eines der beiden Felder mit der Ziffer 40.

C würfelt: 9×3 und besetzt Feld 27.

A würfelt wieder: 6×6 und besetzt 36.

Und so wird weiter gespielt. Wer sämtliche Felder zuerst besetzt hat, hat gewonnen. Am Anfang kann bei jedem Würfeln ein Feld besetzt werden. Später kommt es aber vor, daß schon besetzte Felder gewürfelt werden. Das bewirkt, daß der eine Spieler eher fertig wird als der andere.

Das Spiel in dieser Form ließe sich auch in der Schule beim Rechenunterrichte, zur Uebung des Einmaleins, verwenden. Man gebe jedem Kinde eine solche Tabelle. Gruppen von zwei bis vier Schülern können nun miteinander spielen. Auch zu Hause könnten sich die Kinder mit diesem lehrreichen Spiel beschäftigen.

Robert Siegwart, Hitzkirch.

Hans Waldmanns Kampf

Margrit Halter, Baldegg

Die sonnenklare Tat braucht sonst nicht lange
Ueberlegung.
Und doch, mir kocht's und stürmt's in tiefster Seele,
Da ich dies Blatt, das Urteil Frischhans Theilings,
Sein Todesurteil, unterschreiben soll.
So hört es laut, ihr streitenden Gedanken,
Was ich und auch der Rat mit Fug und Recht
geschrieben!
Und spielten Haß und Ehrgeiz eine Rolle,
Es ist die Tat, die ihn des Todes schuldig macht.
— — — — — — — — —

„Frischhans Theiling, gebürtig aus Luzern, — genannt der Held von Giornico — wird wegen Beleidigung des Bürgermeisters von Zürich zum Tode verurteilt."

— — — — — — — — —

Ich glaub', es höre mir ein schwarzer und ein
weißer Engel zu.
Der eine läßt ein leises Lachen hören,
Und seine glut'gen Augen bannen mich zur Tat.
Der andre hält ein Lichtlein flügelschützend,
Ein Lebenslicht, das ich verlöschen will. —

Bin ich ein Geisterseher denn geworden,
Ein furchtsam Weib, das scheu nach hinten sieht?
Und wären Himmel, — Höll' in meinem Zimmer,
Ich mache, was ich will, wenn es mir recht erscheint!
O! wär ich doch an jenem Tag gestorben,
Am Tag der Schmach und Schande bei Bellenz,
Da er, den ich nun richte, mich beschimpfet,
Der mich Verräter nannte und sich Held.
Mein blitzend Auge kündt' ihm heiße Rache,
Als wir uns trennten bei der Leuchtenstadt.
Du wagtest's dennoch an den Markt zu kommen,
Kamst in die Höhle des verletzten Löwen.
Ich seh' noch, wie dein Aug' verachtend staunte,
Als ich am Platze dich verhaften ließ.
Ach, gehe, Mitleid! Denn er muß sterben,
Sonst wird das Volk mich laut Verräter nennen.
Ich muß zur Tat nun schreiten, unterschreiben...
Da, — erlosch nicht zischend dort ein Licht,
Und im Erlöschen sah ein Beil ich blitzen
Und beugte sich ein Haupt, das meine Züge trug?
Geht, quälende Gedanken; denn mir gebricht's an Zeit.
Ein Bürgermeister hat genug zu tun.
Komm, — geh und sag dem Küster, Diener,
Daß er die Glocken läute, sag, die Totenglocke. —

Mein Studierzimmer

Wenn ich meine Hausaufgaben mache, so sitze ich in meinem netten Studierzimmerchen. Es ist so klein, daß ich mit ausgestreckten Armen beinahe von einer Wand zur andern langen kann. In einer Ecke steht eine alte, sehr massive Kommode. Sie ist das einzige Möbelstück, das sich in unserer Familie stets von den Eltern auf die Kinder vererbt hat. Der Schreiner hat sie so eingerichtet, daß sie auch als Schreibpult benutzt werden kann. Gewöhnlich liegt auf ihr ein Haufen Bücher und Hefte; oft sind sie geordnet, gewöhnlich aber befinden sie sich da, kreuz und quer durcheinandergestreut. Aus der Mitte dieses Papierwustes schaut neben einem halben Paket Theetabak die aus Gips geformte Büste des großen Dichter J. W. Goethe hervor.

Ein alter Küchenschaft, der, jetzt freilich frisch gestrichen, als Bücherschrank dienen muß, füllt den übrigen Raum dieser Ecke aus. Hier sind allerhand Bücher und Schriften anzutreffen. Auf dem ersten Lädchen finden sich meine nötigen Hefte, verschiedene zerknitterte Oktavheftchen und Notenblätter. Ein wenig höher oben auf dem zweiten Laden habe ich die Schulbücher aufgestellt. Im nächsthöhern Fach sind einige Werke von meinen Lieblingsdichtern. Diese Bücher, die ich teils geschenkt erhielt, teils selbst gekauft habe, sind in der freien Zeit meine lieben Freunde. Im obersten Teil dieses sogenannten Bücherschrankes herrscht das bunteste Durcheinander. Alte Kalender, verschiedene Indianerbüchlein, ein fast hundertjähriges französisches Wörterbuch und einige alte Primarschulbücher fristen hier ihr Dasein. An der Seitenwand des Büchergestells hängt neben einer Freihandzeichnung und einem Abreißkalender ein Fahrplan der Seetalbahn.

Ein grüner Kachelofen, dessen Gußeinfassungen mit Schraubenlinien verziert sind, versorgt meine Bude, wie ich mein Zimmer oft benenne, mit der nötigen Wärme. Einige Pyramiden aus Karton, verschiedene Zündholzschachteln und die Tabakpfeife liegen gewöhnlich auf der Ofenplatte.

Das Fenster, das meine Bude mit dem nötigen Licht versorgt, gewährt mir freien Ausblick auf die Straße und den Dorfplatz. So sehe ich auch, was etwa draußen geht. Geschäftig rührt sich der fleißige Nachbar, während sein Knecht sich gemächlich Zeit nimmt, um Atem zu schöpfen. Auf dem Platze vor der Kapelle tummeln sich die spielenden Kinder.

Wenn es aber stürmt und regnet, so fühle ich mich erst recht glücklich in meinem Zimmer. Dann liebe ich es, studierend und oft am Bleistift kauend am Tische zu sitzen und ein Pfeifchen zu rauchen; dabei tauschte ich mit keinem König. Bald ist der kleine Raum mit einem Qualm angefüllt, daß ich kaum mehr durch die Fensterscheiben sehe. Das bewirkt gewöhnlich, daß mir die Mutter einen Verweis gibt, wenn sie kommt, um das Fenster zu öffnen, damit die frische Luft eintreten kann.

Josef Egli.

Mitteilung der Schriftleitung

Die nächste Nummer erscheint vierseitig. Einsendungen bis 15. Mai erbeten.

Zur gefl. Beachtung

Zu der Beilage „Seminar" ist das Inhaltsverzeichnis pro 1925 beigelegt.

2. Jahrgang Nr. 2 17. Juni 1926

Seminar

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Schriftleitung: Georg Schnyder, Seminarlehrer, Hitzkirch

Inhalt: Bündner Jugend in den Exerzitien — Hitzkircher Brief — Mein Schulweg

Bündner Jugend in den Exerzitien

Wenn das Leben nichts anderes sein soll als gläubiges Erfassen und freudiges Betätigen der ewigen Wahrheiten, dann sind die Exerzitien, dann waren besonders unsere Exerzitien ein kleines Abbild vom großen Leben; denn wie jenes, so waren unsere drei Exerzitientage ein ernstes Ringen um Licht und Gnade, ein entschiedenes Urteil im Kampfe der zwei großen Lebensauffassungen des gottnahen und des gottfernen Lebens. Und aus der Fülle des Erlebten und Erschauten, das uns die zweite Hälfte der heurigen Karwoche brachte, seien diesen Blättern einige liebe Erinnerungen anvertraut. Es sind Erinnerungen an Tage der Einkehr, an einen Höhenflug der Seele, der den vielen Neulingen den Schreck vergessen machte vor dem dreitägigen Silentium, das zur Hauptsache den landläufigen Exerzitienbegriff auszumachen scheint. Es hat das herrliche Wort aus „Dreizehnlinden“ besonders in den Exerzitientagen seine ganze Weihe erfahren, das Wort:

„Einsamkeit ist Seelennahrung,
in der Stille kommt dem Geiste
rechte Geistesoffenbarung.“

Im Alleinsein mit dem Schöpfer wurden die ewigen Grundsätze aufgestellt und hineinversenkt in das Erdreich der jungen Seelen, befruchtet durch Gebet, religiöse Vorträge und Empfang der heiligen Sakramente; und nach paulinischem Programm wurde der neue Mensch geformt, der aus den Exerzitien hervorgehen soll. Als dann am Ostermorgen ein strahlender Himmel über unser Tal sich wölbte, da leuchtete aus 60 jungen Bündneraugen die Auferstehungsfreude und die Lust, nicht darüber, daß die Exerzitien vorbei waren, sondern darüber, daß sie g u t vorbei waren.

Die Exerzitienbewegung, die zuerst in unsern Nachbarländern Frankreich, Deutschland, Oesterreich und besonders in Holland Ausbreitung gefunden und viel Segen gestiftet hat, mußte ihre Wellen auch nach der Schweiz werfen und zuletzt auch unser liebes Bündnerland erfassen. Graubünden ist ja von hohen Bergen umringt; deshalb kommen die verschiedenen guten und schlechten Ideen, die fortschrittlichen Entwicklungen, aber auch eine rückschrittliche Kultur, Auto und Exerzitien, nur mit Schwierigkeiten zu uns. Wenn auch in Graubünden von jeher Priesterexerzitien gehalten wurden, so war die Idee der Laienexerzitien — außer in der Praxis unserer katholischen Erziehungsanstalten — bei uns bis vor wenigen Jahren noch nicht eingeführt. Spät kam sie, doch sie kam; und das Verspätete wird jetzt mit großem Eifer nachgeholt. In den letzten zwei Jahren hatte Graubünden schon dreimal das Glück, auf seinem Boden Exerzitien für Jünglinge stattfinden zu sehen. Als Abhaltungsort wurde Zizers bestimmt, ein liebliches, sonniges Dorf, umgeben von schönen Obstbäumen, ungefähr 1½ Stunden östlich von Chur, an der großen Landstraße gelegen. Hier wurde den Exerzitanten das St. Johannesstift in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt. Die vortreffliche Einrichtung dieses Hauses und die herrlichen Anlagen um das Gebäude machen es für diesen Zweck wie geschaffen.

Das St. Johannesstift, früher ein Schloß der Grafen von Salis, dient jetzt als Erholungsheim für erholungsbedürftige Priester. Dieses Haus öffnete, wie gesagt, schon mehrmals seine Tore, um eifrige Exerzitienteilnehmer gastfreundlich zu empfangen und mehrere Tage zu beherbergen. Die letzten heiligen Uebungen wurden in der diesjährigen Karwoche abgehalten, vom Mittwoch, den 31. März bis zum Ostermorgen, den 4. April. Die Tage der Karwoche haben vielleicht bei manchem den Exerzitieneindruck noch vertieft; denn an diesen Tagen sind ja in der Regel Geist und Sinn mehr

als je im Banne des ernsten Schauspiels von Golgatha. Wenn nun noch gerade in dieser Zeit die Seele sich für einige Tage in die Einsamkeit zurückzieht, dann dringt mit doppelter Wucht die große Erlösungswahrheit auf sie ein und verstärkt so den Erfolg der Exerzitien.

Freudig verließ also eine muntere Schar Jünglinge, meistens Kantonsschüler, am 31. März nachmittags den Bahnhof von Chur und fuhr nach Zizers, wo sie freundlich von den ehrwürdigen Brüdern im St. Johannesstift aufgenommen wurde. Einem jeden wies man ein prächtiges Zimmer an, worin er nun für einige Tage wohnen durfte; und am Abend des gleichen Tages rief uns die Hausordnung in den Vortragssaal, wo der Exerzitienmeister, Pater Ignatius, den Einleitungsvortrag hielt. Es würde zu weit führen, wollte ich hier alle Einzelheiten der heiligen Uebung angeben. Es waren drei Tage herrlicher, weltfremder Gottesnähe, die das geistige Auge schärften zur Beobachtung all der großen Geschehnisse der Seele. Das ewige Ziel, das den Menschen über den Sternen erwartet, die Sünde, die am Wegrand als Irrlicht lauert, der herrliche katholische Glaube, der Kraft und Mut gibt, unbeirrt den Weg zu wandeln, das war das Gemälde, das vor unserem geistigen Horizont erstand, und das nur derjenige Mensch ganz in sich aufnehmen kann, der selber schon dabei war. Will einer die beste Auskunft über die Exerzitien haben, so rate ich ihm einfach, es einmal selbst zu wagen. Ich versichere es ihm: er wird sein Wagnis nicht bereuen. Wie mancher von unseren Freunden hatte sich gegen den Besuch der Exerzitien gesträubt! Und doch ist er schließlich hingegangen und dann glücklich und zufrieden, ja freudestrahlend heimgekehrt. Darum — allen lieben Freunden sei's gesagt — versucht es einmal!

Unser Exerzitienmeister war ein deutscher Rheinländer, der gute Pater Ignatius O. S. B. Obwohl ein Deutscher, verstand er es schon im ersten Augenblick, uns Bündnerjungen zu gewinnen. Seine reichhaltigen Vorträge fanden immer aufmerksam lauschende Zuhörer, und sein Wort, energisch und herzlich zugleich, fiel stets auf gutes Erdreich. Wenn irgend jemand noch etwas Besonderes auf dem Herzen hatte, konnte er beim guten Pater Ignatius Rat holen und ihm die kleinen oder großen Nöte entdecken. Wohl keiner ging ohne volle Befriedigung weg. Im übrigen nimmt sich der Schreiber die Freiheit, nichts weiteres über die Beachtung des Stillschweigens zu berichten. Es kann schon vorgekommen sein, daß manchem das Herz von lauter Freude so voll war, daß er sich nicht enthalten konnte, auch seinen Freund davon in Kenntnis zu setzen. Doch dies vermochte nicht zu verhindern, daß die heiligen Exerzitien glücklich und mit bestem Erfolg zu Ende gingen.

Am Ostermorgen hatte sich ein tiefblauer Himmel über Zizers ausgebreitet; und als die Osterglocken die Auferstehungsfreude hinausläuteten in den herrlichen Frühlingsmorgen, hielt in der traulichen Exerzitienkapelle der eucharistische König seinen Einzug in 30 junge Seelen, und 30 Johannesherzen ruhten an der Brust des Heilandes. Es war der Schlußakt unserer Exerzitien, der Ausklang des Hoheliedes von der göttlichen Liebe. Nach dem Gottesdienst versammelten wir uns noch einmal im Speisesaal zum Frühstück, und diesmal war unser liebe Pater Ignatius auch in unserer Mitte. Nun hatten sich die Zungen wieder gelöst. Mit Begeisterung wurde geschöpft aus der Fülle der Eindrücke, die uns die letzten Tage gebracht hatten. Ein redegewandter Freund hielt eine kurze Ansprache, worin er im Namen aller dankte, in erster Linie dem lieben Exerzitienmeister Pater Ignatius für die herrlichen Stunden stiller Beschaulichkeit, dann aber auch dem St. Johannesstift für die liebevolle Aufnahme. Dieser Dank möchte auch von hier aus ausgesprochen werden allen, die zum trefflichen Gelingen der Exerzitien beigetragen haben. Am Schlusse seiner Worte, die uns allen aus dem Herzen gesprochen waren, betonte unser Freund noch, der Same sei nun gestreut und werde gewiß auch aufgehen und reiche Frucht tragen, eine Hoffnung, die von allen restlos geteilt wird. In seiner Antwort drückte Pater Ignatius seine Befriedigung aus über den guten Gang der Exerzitien. So nehmen wir Abschied vom St. Johannesstift und seinen lieben Insassen mit dem Wunsch, recht bald wieder Gelegenheit zu bekommen, die gastlichen Räume aufsuchen zu können. Ein Morgenzug führte uns wieder hinein in den herrlichen Frühling zu unseren Lieben, wo wir noch eine Ferienwoche verleben konnten. Dann ging's mit neuem Mute zurück nach Chur in die Schule und an die Arbeit. —

Möge fröhlich wachsen und gedeihen, was die drei Tage von Zizers gepflanzt haben!

Peter Willi, Chur.

Hitzkircher Brief

Der schönste Tag im Schuljahr ist doch immer der letzte, und der schönste Teil dieses Tages die Abschiedsstunde von der Schule. Auch im Seminar erfährt man das deutlich. Schon frühmorgens im Schlafsaal wurde der Examentag mit hellen Jauchzern begrüßt. Selbst das dreistündige Examen vermochte die begonnene Freude nicht sehr zu vermindern, wenn's auch da und dort wohl etwas hart herging. Zwar gab es immerhin einige aufgeregte Seelen: so wurde in der Zoologiestunde in allem Eifer und Ernst gesagt, die Korallentiere kämen auch in den Alpen vor, anstatt: einige Alpenketten

seien aus Korallenkalk aufgebaut. Allgemeines Gelächter folgte dieser kühnen Behauptung, und von vorne kam die Bemerkung: „Natürlich, nächsten Sommer gehst du auf den Urirotstock und nimmst ein Flobertgewehr mit, um dort Korallen zu schießen!" — Als Abschluß des Examens folgte die musikalische Produktion, die uns den Schreck der Prüfung vergessen ließ. Nur noch eines war zu überstehen: Die Notenverteilung. Manchem gab es vielleicht einen Strich durch die Rechnung, als er den kläglichen Erfolg eines Jahres sah. Freilich erblickte man finstere Gesichter, aber doch mehr freudige und zufriedene. Ich weiß nicht mehr, was ich damals für eine Miene schnitt. Einer schaute auch auf mein Notenblatt und sagte: „Siehst, da bist du halt einmal abgefahren — und da auch —". „Und du da umso mehr," gab ich gereizt zurück. Er lachte und ging zu einem andern.

Nun wurde fröhlich Abschied genommen von den Dritt- und Viertkläßlern, denen noch die gefürchtete Staatsprüfung bevorstand. „Es mueß guet gah," meinte einer gemütlich, „i ha ome legschti 'z Glück abonniert."

Dann marschierten wir miteinander nach Gelfingen, die Geige unterm Arm und den Regenschirm aufgespannt; denn der Himmel machte trotz unserer allgemeinen Freude ein recht trübes und weinerliches Gesicht. Im heimeligen Wagen der Seetalbahn tauten wir erst recht auf; nun waren wir frei von aller Beaufsichtigung und von allem Zwang. Lebe hoch, du goldene Ferienfreiheit! — Vor Eschenbach hielt der Zug plötzlich mitten auf der Strecke; alles gaffte durch die Fenster, was es gäbe. Einige von uns aber saßen zusammen und stimmten das Lieblein an:

„O Seetalbahn, o Seetalbahn, wie krumm sind deine Strecken.
Und wemmer einisch fahre will,
so stoht dä ch — — Charre still."

Ein Witzbold meinte, als der Zug endlich wieder weiterfuhr, es seien Hitzkircher Weinbeeren auf die Schienen gelegt worden, und diese könnten den Zug zum Entgleisen bringen.

So kamen wir heim in die Ferien. Was in diesen vier Wochen ging, darüber ließe sich recht viel schreiben. Mancher hatte seine Vorsätze gefaßt, da und dort nachzuarbeiten, aber wohl selten einer wird sie in die Tat umgesetzt haben. Und es war ganz recht! Geist und Leib mußten ausruhen und sich stärken zu neuer Arbeit. Das ärgste war eben nur, daß die Ferien so schnell vorbeigingen. Kaum hatte man sich recht eingelebt daheim, stand schon das Schreckgespenst des 28. April vor der Türe, der Anfangstag des Sommersemesters. Schnell mußte die „Verdrußkiste" in Ordnung gebracht und dem Götti noch ein Besuch abgestattet werden. Abschiedsstunde! aber ohne Tränen und heiße Küsse!

An der Bahnstation traf ich einige meiner Kameraden an, und wir plauderten gemütlich vom Seminar und vom kommenden Semester. Ein älteres Mannli stand neben uns und sagte, nachdem es eine Weile scheinbar teilnahmslos zugehört hatte: „So, studierte Herren, ihr müßt doch auch wissen, daß es nur sechserlei Leute gibt auf Welt?" Wir schauten einander halb fragend, halb lachend an und wußten nicht, was wir sagen sollten. Endlich kamen einem von uns die vier Temperamente in den Sinn. Wir machten dem Manne klar, es gebe sogar nur viererlei Leute und nannten sie ihm. Er aber lachte darauf und sagte: „Da seid ihr schlecht unterrichtet. Hört, die sechs sind: Gute, Böse und Landjäger; Gescheite, Dumme und — Schullehrer." Kichernd verschwand er im Wartsaal. — —

Die Bahnfahrt ins Hitzkirchertal hinunter war wirklich schön. Ueberall standen die Birnbäume in voller Blüte, dazwischen Apfelbäume mit rot überhauchten Blütenknöpfchen. Gärten und Wälder prangten im Festschmuck des Frühlings. Nach frohem Begrüßen wurde aus aller Kehle gesungen. Das Singen gehört halt zum Seminaristen; das weiß man. Den Hitzkirchern ist das so selbstverständlich, daß sie unzufrieden werden, wenn wir es unterlassen, gerade so, wie wir unzufrieden werden, wenn es bei uns die Köchin unterläßt, den Essig an den Salat zu tun. —

„Gelfingen!" „Alles aussteigen!" ruft einer dem Schaffner nach. Während des Marsches nach Hitzkirch werden die Neulinge etwas angeschaut und besprochen. Endlich ist die alte Bildungsstätte, das Seminar, erreicht. Alles ist noch gleich: der ruhig plaudernde Brunnen, die dicht belaubten Kastanienbäume vor den hoch geschichteten Holzbeigen, die alten, rötlichen Gebäude mit den trotzigen Fenstern. Ueber allem liegt es wie ein Geheimnis, wie etwas Erwartungsvolles, das sich auch in den Gesichtern der Neuen widerspiegelt. Viele treten mit einer gewissen heiligen Scheu durch den bepflasterten Torbogen in den Seminarhof . . Die Aeltern beginnen aus dem Estrich ganze Haufen von Büchern und Heften zu holen; in den Gängen klappern und knarren die Koffer. Einer der Jüngern schaut verwundert auf meine vielen Bücher: „Au, so viel muß man da lernen?"

Nach und nach gewöhnten sich die „Stifte" an das Leben im Seminar. Das Schuljahr nahm seinen gewohnten Gang. Die Zweitkläßler machten sich kolossal wichtig, weil sie nicht mehr in der ersten, die Drittkläßler meinten sich, daß sie nicht mehr in der zweiten, und die Viertkläßler freuten sich, daß sie nun endlich in der vierten Klasse waren. —

Es nahte der Pfingstmontag mit dem üblichen Pfingstbummel, einem Tag der Freude und des Vergnügens im Seminar. Heuer führte er über Ober-Rinach, Herlisberg, Schwarzenbach, Ermensee. Vorher brachten wir noch der Versammlung der Sektionschefs des Kantons im „Engel" und der kantonalen naturforschenden Gesellschaft im „Kreuz" ein kleines Ständchen. Nicht umsonst! Ein Fäßchen Bier wurde im „Engel" versprochen. Hoffentlich bleibt es nicht nur beim Versprechen! — Dann brachen wir auf. Prächtiges Wetter hatte uns Petrus wie jedes Jahr geschenkt; auf der ganzen Wanderung hatten wir wohltuenden Sonnenschein. Bei der Ruine Ober-Rinach wurde gerastet. Ein interessanter Vortrag machte uns mit der Geschichte dieser Burg bekannt. Von dem Auslug, der in neuerer Zeit auf die alten Mauern aufgeführt worden ist, hatte man eine prächtige Aussicht über das ganze Seetal. Nach längerem Marsche erreichten wir Schwarzenbach, ein kleines, aber schönes Bauerndörfchen. In der dortigen Wirtschaft kehrten wir ein und erlabten uns bei Bier und Wurst. Truppweise machten wir nachher kleine Spaziergänge, wobei viele bedauerten, daß es im ganzen Dorf keine Kleinbäckerei gab. So mußte anderweitig Ersatz und Zerstreuung gesucht werden, bis die Uhr zur Heimkehr mahnte. Auf dem Heimwege merkte man einigen an, daß sie etwas zu eifrig für die trockene Kehle gesorgt hatten. Doch kam alles wohlbehalten nach Hause. Noch lange redete man vom schönen Pfingstspaziergang, bis jetzt, da der bevorstehende große Spaziergang wieder neuen Gesprächstoff liefert.

Franz Müller, Hitzkirch.

Mein Schulweg

Es ist ein ganz schlichter, einsamer Feldweg. Zwischen Matten, unter alten, dicken Birnbäumen schleicht er dahin, da und dort einen Umweg machend. Am frühen Morgen siehst du etwa einen rüstigen Mähder schreiten, ein Liedlein pfeifend. Oder du hörst einen alten Graswagen knarren. Sonst hat der Weg nicht viele Besucher. Höchstens , daß am späten Nachmittag, wenn die Schatten der Bäume schon länger werden, ein alter Mann noch ein bißchen Sonne sucht und dabei an die Träume seiner Jugend denkt, und an so vieles, das eben nur ein Traum geblieben ist. — Das ist der stille, einsame Feldweg.

Und doch war das nicht immer so. Auch mein Schulweg hat einst — wie jeder und jedes — seine großen Zeiten gehabt. Das war damals, als die große neue Kantonsstraße droben im Dorfe noch nicht war. Da war er sogar Hauptweg gewesen. Da hat er die gelbe Postkutsche gesehen, die unter lustigem Schellengeklingel und -gebimmel und bei frohen Posthornweisen die Welt bereiste. Da hat er fahrend und fechtend Volk gehört, das sorgenlos ein wanderfrohes Lied in den Tag hinaussang.

Ja, das waren große Tage! Dann aber kam die Zeit, in der die Postkutschenpoesie dem Auto hat weichen und die alte Gemütlichkeit einer ewig ruhelosen Hast das Feld hat räumen müssen. Und das war auch die Schicksalsstunde für meinen Schulweg. —

Der einsame Weg mit seiner großen Vergangenheit hat mich viel gelehrt. Denn seine Geschichte wird auch die unsere werden. Gerade das, was uns jetzt am liebsten ist und was wir vielleicht stolz als unsere Errungenschaft rühmen, wird einst, wenn eine andere Jugend an unsere Stelle getreten ist, rückständig und alt sein. Dieser Gedanke kann uns vor mancher Ueberhebung bewahren.

Und unsere Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes sagt uns ganz dasselbe. Wenn wir in ihr blättern, treffen wir ein ungeheures Gräberfeld an. Da liegt eingesargt, was einst als heißes, pochendes Leben seinen Sinn in seiner Zeit erfüllte und nun tot ist. Ueberall das gleiche Spiel, die gleiche Tragik. Eine neue Idee reift heran, wird bejubelt und als die allein seligmachende gepriesen. Dann — nach ein paar Jahren vielleicht — ist sie von andern längst überflügelt worden, und heute ist ihr in deinem Buche als Fußnote eine kleine Anmerkung gewidmet. —

Gewiß, der alte Feldweg könne mit seinem stolzern Bruder droben im Dorfe nicht konkurrieren. Und doch findest du es schöner, ihm zu folgen, als den Staub und die Hast der Landstraße einzuatmen.

Und so ist es auch mit den alten Wahrheiten. Viele von ihnen sind gar nicht tot, sondern haben auch dir und deiner Zeit viel zu sagen. Horche nur hin! Dann hörst du, wie ein leiser Herzschlag aus der vermeintlichen Mumie auf deinen eigenen Herzschlag antwortet. Dann freue dich darüber und laß auch dem Vergangenen Gerechtigkeit widerfahren. Das hat mir mein alter Schulweg so manchmal gepredigt.

E. A.

2. Jahrgang Nr. 3 28. Oktober 1926

Seminar

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Schriftleitung: Georg Schnyder, Seminarlehrer, Hitzkirch

Inhalt: Erinnerungen aus meiner ersten Schultätigkeit — Arme Kinder — Das Telephon — Der Sperling —

Erinnerungen aus meiner ersten Schultätigkeit

Sie schlug, die langersehnte Stunde, welche mir zum ersten Male für ein paar Tage die Türe ins Reich der Schule erschloß.

Frohe Kindergesichtchen schauen mir entgegen. Ich bin überaus glücklich, in einer Schulstube stehen zu dürfen. Meine Freude ist nicht getrübt durch das etwas bange Gefühl, das mir sagt: „Die Frucht dieser Tage hat für mein späteres Wirken Bedeutung.“ Mit dem Gedanken: die Aufgabe dieser Uebungszeit will ich nach Kräften lösen und still auf die Hilfe des göttlichen Meisters vertrauen, begann ich.

Meine Schüler waren die Knaben der ersten und zweiten Klasse. Bei einem Büblein der zweiten Klasse fiel mir bald eine starke dramatische Anlage auf. Wenn er etwas aufsagte, schaffte sein ganzer, zartgebauter Körper mit; und es war, als ging's ihm dadurch viel leichter. Bei der Erzählung des Sündenfalles schauten seine Augen so leuchtend und lebhaft, als sähe er sich selber im Paradies. Bei der Stelle, wo Eva den Apfel nimmt, streckte er seine Händchen aus und zog sie mit einem kräftigen Ruck zurück, grad als ob er an Evas Stelle den Apfel pflückte. Die Wirkung seines Talentes ging auf seine Nachbarn über. Ich konnte bald merken, wie lieb es den Kindern ist, wenn sich der Unterricht lebendig gestaltet und ihnen viel Betätigung ermöglicht. In den regnerischen Pausen und im Unterricht wurde oft von den muntern Fröschen gesprochen. Diese Beobachtung verwerteten wir in einem Aufsatz.

Unter den Schülern war ein Stotterer. Er meldete sich dennoch oft zur Antwort. So auch diesmal, als es galt, schriftdeutsch einen Satz nachzusprechen. Ich konnte sehen, wie er sich anstrengte; aber er brachte es nicht weiter, als zu einem: Die F—f—fr—, die F—r—. Seine großen Augen schauen mich ängstlich an; auf seinen Lippen liegt noch immer das „Fff . . .“, seine Hand ruht zitternd auf der Bank. Mich erbarmt der arme Kleine. Ich muß ihm helfen und lege zu seiner Beruhigung meine Hand auf die seine. „Sprich den Satz mit mir: Die Försche sind auch nützlich.“ Das gelingt. „Nun probier's allein!“ Er schaut mit fragendem Blicke zur Lehrerin herüber. Ich verstehe, was er will, und ermuntere ihn: „Hab' recht Fleiß, du kannst das schon und machst der Lehrerin eine Freude.“ Das „Freude machen“ leuchtet ihm ein. Ein Lächeln spielt auf seinem bleichen Gesicht, und mit fester Stimme sagte er heraus: „Das Fräulein sind nützlich.“ Du Armer! — Sein Wunsch, dem „Fräulein“ Freude zu bereiten, verwirrte ihn so sehr, daß er darob seine lieben Frösche vergaß. Doch das Gelächter seiner Nachbarn hinderte ihn nicht, den Satz nochmals zu beginnen. Diesmal brachte er ihn richtig heraus. So galt auch für ihn: „Die Freude, die wir geben, kehrt ins eig'ne Herz zurück!“

Bei der Niederschrift des Aufsätzchens zeichneten sich zwei Knaben so recht als „Schmierfinke“ aus. Zur Korrektur dieses Fehlers erhielten sie ein besonderes Heft, in das sie oft Rein- und Schönschreibübungen einzutragen hatten.

Auch sittlich ernste Vorkommnisse erlebte ich mit meinen Schülern. Diese begaben sich nach einer Turnstunde gleich ins Freie. Nach der Pause lief ein Kleiner rasch an seinen Platz. Er wollte sein Znüni verzehren, das er vor dem Turnen in der Schultasche gelassen hatte. Hastig suchte er, machte aber ein überraschtes Gesicht, eilte dann auf mich zu, meldete mit weinerlicher Stimme: „Sie hend mer vom Znüni 'g'ässe.“ Wer das „sie“ war, hatte ich bald erraten; denn zwei Schüler waren während der Pause mit ihrer Strafaufgabe beschäftigt. Sie wurden zur Rede

gestellt. Beide machten verlegene Gesichter, und jeder behauptete: „Nei, i ha nüd g'noh." Einer von den zweien war ein unbeholfener Bube, aber der Aelteste der Klasse. An diese Eigenschaft appellierte ich. Da regte sich in ihm das Ehrgefühl, und er brachte ein halblautes „Der andere au" hervor. Ich stellte mich damit aber nicht zufrieden. Ein „Ich auch" verlangte ich von ihm. Es kostete ihn große Ueberwindung; denn er fühlte sich beschämt.

Zur Belohnung für den Fleiß erzählte ich einmal die Geschichte „Das Bild des Vaters" und ließ die Kinder selber einen Schluß ziehen. Der schauspielerisch veranlagte Kleine meldete sich zuerst. Ganz begeistert sagte er: „Wenn ich de Richter gse wär, hätt ich dene Söhne ganz verzweckti Froge g'stellt. De hätt ich scho g'se, weli daß g'loge hend, well se de jo doch ganz rot worde wärid." —

— — — So viel Freude wird wieder wach, wenn ich an jene einzig schönen Tage denke, die mich in die Lehrtätigkeit einblicken ließen.

Selber wieder in der Schulbank sitzend, fand ich in diesen Erinnerungen neuen Eifer zur Vorbereitung auf den Lehrerinnenberuf. In jenen Tagen sammelte ich mir ein Kapital von Freuden, von dem ich noch lange zehren werde.

Martha Huber, Baldegg.

Arme Kinder

„Keine Rosen ohne Dornen," sagt ein altes Sprichwort. Freilich wir Lehramtskandidatinnen sind dazu geneigt, von unserem zukünftigen Berufe nur Rosen zu erwarten, Rosen in den mannigfaltigsten Farben. — Wenn man von Dornen spricht, dann empört sich etwas in uns, der allzu große Idealismus. Allerdings, wir brauchen Ideale; aber nicht selten werden diese geschwächt, wenn man beim Rosenpflücken in die Dornen greift.

Je nach den Ortsverhältnissen vermag nicht jede Schule der Lehrperson gleich viel Befriedigung zu bieten; es gibt Schulen, in denen sie, ohne große Anerkennung zu ernten, ein eigentliches Opferleben führt. Zu solchen Schulen zählt die Armenschule. Im Laufe des letzten Jahres ward mir Gelegenheit geboten, einen kleinen Einblick in eine solche Schule zu tun.

Armenschule! Die Kinder sind arm, leider nicht selten auch arm an Geist. Sie alle entbehren der elterlichen Liebe, die nur zum kleinen Teil von den Anstaltseltern und Erziehern ersetzt werden kann. Sie entbehren auch jene individuelle Erziehung, die das Kind schon auf dem Mutterschoß genießt, und die der Schulerziehung so notwendig vorausgehen muß. Mag auch die Anstalt leisten, was ihr möglich ist, nie wird sie dem Kinde so nachgehen können, wie die Mutter es kann, und nie vermag sie wie die Mutter, die verborgensten Kräfte des Kindes zur Arbeit zu wecken. Deshalb, aber nicht nur deshalb stehen Anstaltskinder in der geistigen Entwicklung hinter andern Kindern zurück; wie oft tragen sie auch körperliche oder geistige Fehler als Erbgut mit durchs ganze Leben! Und diese Kinder kommen in die Schule, und die Lehrerin hat die große Pflicht, diese Kinder zu bilden, zu erziehen nach dem besten Wissen und Können.

Die Armenschule hat allerdings neben den Schattenseiten, von denen hier nur sehr wenige aufgezählt sind, auch ihr Schönes. Die Kinder kommen alle wie Geschwister aus einer Familie in die Schule, von der gleichen Erziehung und von den gleichen, wenn auch ärmlichen Verhältnissen beeinflußt. Sie tragen alle das gleiche „Tschöpli", die gleiche „Schübe" und brauchen nicht aufeinander neidisch zu sein, denn alle haben gleich viel. Sie haben auch keine Entschuldigung für nicht gemachte Aufgaben, noch viel weniger für die Schulschwänzerei. Die große Aufgabe der Erziehung wird dadurch erleichtert, daß die Lehrerin die Hausordnung und die ganze Umgebung des Kindes kennt und somit weiß, wie das Kind beeinflußt wird. Sie darf auch sicher sein, daß niemand durch entgegenwirkende Beeinflussung nimmt, was sie dem Kinde gegeben hat, und sie darf, wenn sie einmal ihre Schüler entläßt, sich sagen, ihnen nicht nur Lehrerin, sondern auch Mutter gewesen zu sein. Immerhin: Lehrerin in der Armenanstalt zu sein, ist eine schwere Aufgabe. Es braucht dazu nicht nur Idealismus, es braucht auch viel Opfergeist, damit man die Rosen pflückt, auch wenn neben ihnen große Dornen sprießen.

Augustine Graf, Baldegg.

Das Telephon

Unterrichtsskizze für eine 7. Primarklasse

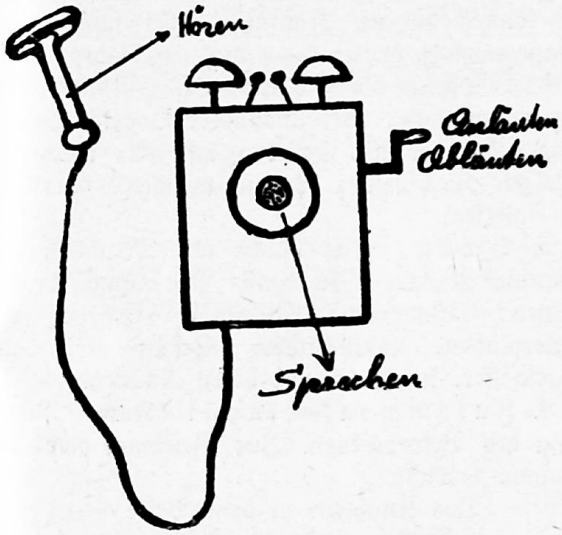
Zur Behandlung des Themas werden zwei aufeinanderfolgende Stunden verwendet, und zwar sollen folgende Hauptpunkte entwickelt werden:

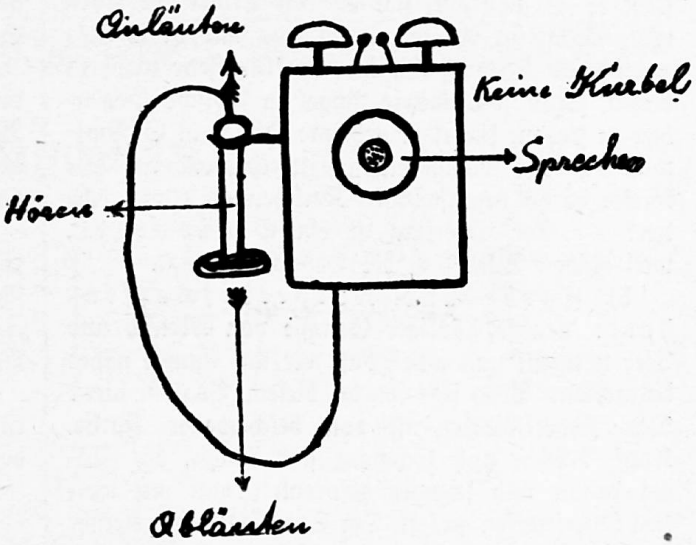
a) Das Telephon,
b) das Telephonbuch,
c) das Telephonieren.

Einstimmung: Ein Unglück ist geschehen! Man braucht ärztliche Hilfe. Wie kann man dem

Arzt am schnellsten berichten? — Durchs Telephon. — Beispiele, wo, wozu und wann man vom Telephon Gebrauch macht. — Wer hat zu Hause ein Telephon? Wer kann telephonieren, wer hat's schon getan? Was sieht man alles an einem Telephonkasten?

Stoffaneignung: a) Ich hänge zwei Telephonmodelle, wie sie heute am häufigsten vorkommen, an die Wand. Die einzelnen Teile und deren Zweckbestimmung werden vom Schüler aufgesucht und angegeben, ebenso die Verschiedenheiten der beiden Modelle. Nun zeichne ich die Schemen ungefähr folgendermaßen an die Tafel und lasse sie nachskizzieren:





b) Hierauf lege ich ein Telephonbuch vor und lasse womöglich durch die Schüler selbst das Aufsuchen der Nummern erklären, wobei ich eventuell Ergänzungen anbringen muß. Bald darauf will ich

c) das Telephon in Funktion treten lassen. Die Klingelvorrichtungen habe ich vorher mit einem kleinen Läutwerk in Verbindung gebracht. Der Verlauf eines Gespräches wird an den beiden Modellen vorgemacht. — Anrufen, Sprechen und Abläuten. — Unterschiede bei „Fernamt". Erklärung dieses Ausdruckes. Ich schreibe folgende Tabelle an die Tafel und lasse sie abschreiben:

Telephon

mit Kurbel.	ohne Kurbel.
1. Kurbeln.	1. Hörer abhängen.
2. Hörer ans Ohr.	2. Nummer.
3. Nach Anruf Nummer angeben.	3. Warten.
4. Warten bis Verbindung hergestellt ist, bei „Fernamt" bis es läutet.	4. Sprechen.
5. Sprechen.	5. Hörer anhängen.
6. Hörer anhängen.	
7. Abläuten durch Kurbeln.	

Stoffbeherrschung: a) Durch Fragen überzeuge ich mich, ob die Erklärungen und Zeichnungen verstanden worden sind und vertiefe sie zugleich. Auswendig lasse ich nochmals nachskizzieren.

b) Die Schüler suchen im Telephonbuch Nummern, deren Besitzer ich ihnen angegeben habe. — Fernamt und Lokalkreis.

c) Die Schüler üben die Bedienung des Telephons an den beiden Modellen, wobei ich die Rolle des Telephonfräuleins übernehme und das Läutwerk unterhalte.

b) Nachher faßt die ganze Klasse den behandelten Stoff nochmals zusammen, und zwar auswendig. Die Zusammenfassung erstreckt sich auf die Zusammenstellung der Zeichnung und der Tabelle und wird in ein Heft eingetragen.

Stoffbemeisterung: Mit einigen Telephonbesitzern irgendwo in der Schweiz werden nun Telephongespräche durchgeführt und zwar von A—Z. — Ueber Hause wird die Zusammenfassung im Hefte studiert und zum Aufsagen vorbereitet.

Emil Zneichen, Hitzkirch.

Der Sperling

Unterrichtsplan für eine 4. Klasse

1. Vorbereitung: Liebe Kinder! Es ist heute ein so prächtiger Sommertag. Wir wollen zusammen einen Spaziergang machen, um einen gar lustigen, muntern Musikanten des Tierreiches kennen zu lernen. Wir nähern uns einem wogenden Kornfelde. Kinder, seid jetzt ganz ruhig! Bemerkt ihr nicht, daß sich da und dort leise die Halme bewegen? Und vernehmt ihr nicht aus dem Kornfeld ein fröhliches Gezwitscher? Wir treten näher. Brrr! eine ganz große Schar lustiger Spätzchen flattert auf und davon. Auf dem nächsten Birnbaum beginnt von

neuem das muntere Gezwitscher des Spatzenvölkleins.

2. Zielangabe: Wer von euch, liebe Kinder, kennt dieses Vögelein schon? K.: Es ist der Spatz. L.: Nun dürft ihr mir alles erzählen, was ihr vom Spätzlein schon wißt.

3. Darbietung: Anschauungsobjekt: Ein ausgestopfter Sperling.

a) Aufenthalt und Nahrung: Der Sperling, gewöhnlich Spatz genannt, ist einer unserer häufigsten Vögel. Ihr begegnet ihm überall. Achtet euch nur einmal. Den Hühnern pickt er das Futter vom Teller; dem Bauer nascht er von den süßen Kirschen und Trauben; im Garten versteht er es sehr gut, sich an den Erbsen zu laben usw. Selbst im Winter, wenn weit und breit alles zugeschneit ist, weiß sich der Sperling sehr wohl zu helfen. Statt wie andere Vögel in südliche Gegenden zu ziehen, findet er geheime Gänge u. Schlupfwinkel zu den wohlgefüllten Getreidespeichern. Wie könnte es da dem schlauen Kerlchen an etwas fehlen? — Der Sperling ist ein Standvogel, weil er den Winter in der Heimat zubringt.

b) Farbe und Körperbeschaffenheit: Ein so häufiger Genosse von Mensch und Tier verdient nun wohl, daß wir ihn einmal näher betrachten. Was seht ihr an diesem Vöglein hier? Das Federkleidchen ist von bescheidener Farbe. Kopf, Rücken und Schwanz sind braun, die Flügel braun und schwarz gesprenkelt und mit weißen Querstreifen geziert. Der Sperling ist ein kleiner Vogel. Vergleicht ihn mit andern euch schon bekannten Vögeln! Der Schnabel ist kurz und kräftig. (Kegelschnäbler, Skizze an der Wandtafel). Die lebhaften schwarzen Aeuglein liegen seitlich am Kopfe. Der ovale Rumpf ruht auf zwei dünnen, aber kräftigen Beinchen. Farbe? — Lederhöschen. — Anzahl der Zehen? Wie sind sie gerichtet? Schaut einmal, wie bewegt sich jenes Spätzlein dort auf der Straße fort? Es hüpft. Hüpffüße. (Wandtafelskizze). Womit sind die Zehen versehen? Krallen. Sie dienen zum Festhalten auf dem Baumast. Macht es mit euerer Hand nach! — Hat der Sperling lange Flügel? Er ist ein mäßig guter Flieger. Warum braucht er nicht so gute Flugwerkzeuge wie z. B. die Schwalbe? (Standvogel). Betrachtet einmal das feine wollene Kleidchen! Ihr dürft es mit der Hand sachte berühren. Was fühlt ihr? — Wärmeschutz; Sommer- und Winterkleidchen.

c) Fortpflanzung: Wer von euch hat schon ein Vogelnest gesehen? Was hast du daran gesehen? — Der Sperling baut ein einfaches, kunstloses Nest. Aus was? Wenn der Frühling seinen Einzug gehalten hat, macht sich das Sperlingspärchen an den Bau seines Nestes. Es bevorzugt Brutkästchen, die man an windgeschützten Orten angebracht hat. Aber auch Fensterläden und Schlupfwinkel im Dachgebälk verschmäht es nicht. Manchmal setzt sich so ein frecher Spatz auch ohne weiteres in ein Schwalbennest und läßt den rechtmäßigen Besitzer zetern u. lamentieren. — Wenn das Nest fertig ist, legt das Weibchen 5—6 kleine bläulichweiße u. mit braunen Punkten gezierte Eilein hinein. Diese werden abwechslungsweise ausgebrütet. Nach 14 Tagen schlüpfen die kleinen nackten Sperlinge aus. Sie sind gar hungrige Bürschchen. Mama und Papa Spatz tragen ihnen fleißig Nahrung zu: fette Raupen und wohlgenährte Mücklein. Nach einigen Wochen tragen die Sperlingskinder ein warmes Federkleidchen. Bald sind auch die Flügel ausgewachsen, und die Jungen können sich die Nahrung selber suchen. Ein Spatzenpärlein brütet 3—4 mal im Jahre.

d) Nutzen und Schaden: Ist der Sperling ein nützlicher oder schädlicher Vogel? Beides. Was richtet er für Schaden an? Er macht ihn aber gut durch seinen Nutzen; welchen? Vertilgen der Insekten.

e) Schutz: Was haben wir Menschen dem Sperling gegenüber zu tun? Wie könnt ihr ihn schützen? Winterliche Fütterung. Anlegen von Futterplätzen, Brutkästchen. Schutz gefährdeter Vogelnester, besonders vor bösen Knaben.

4. Zusammenfassung: Kurze Repetition des Besprochenen. Zur Belebung dient das bekannte Gedicht:

Das Knäblein in dem Bette
Erwachet und erschrickt;
Es hat ein kleines Spätzchen
Ans Fenster ihm gepickt usw.

5. Anwendung: Was könnt ihr vom Sperling lernen?

a) Frohsinn. Mitten im kalten Winter, wenn alles zugefroren ist, hören wir noch immer das muntere Gezwitscher der Sperlinge.

b) Ich lese euch die letzte Strophe des Gedichtes nochmals. Paßt gut auf! Was habt ihr dabei gedacht? Der liebe Gott sorgt für jedes Vögelein, auch für das kleinste. Wie könnte er da uns, seine Kinder, vergessen!

6. Aufgabe: 1. Ein Aufsätzchen: „Was ich vom Spätzchen weiß."

2. Ab- und Auswendigzeichnen des Sperlings.

Martha Welti, Baldegg.

Mitteilungen der Schriftleitung.

1. Die nächste Nummer erscheint 8seitig. Beiträge bis spätestens 4. Dezember erbeten.
2. Die vorstehenden Unterrichtsskizzen wollen nur als Versuche von Lehrlingen gewertet werden. Die ausgewachsenen Lehrpersonen mögen bedenken, daß es eine recht schwierige Aufgabe ist, die jungen Leute in die Theorie und Praxis des Unterrichts einzuführen. Leider mußte des beschränkten Raumes wegen die zweite Präparation stark gekürzt werden.

2. Jahrgang Nr. 4 16. Dezember 1926

Seminar

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Schriftleitung: Georg Schnyder, Seminarlehrer, Hitzkirch

Inhalt: Erwachen — Herbst im Seminar — Herbstblätter — Im Nachtschnellzug — Warum turnt man mit den Kindern — Einem Sänger zum fünfzigsten Geburtstage — Zur Alkoholfrage in der Schweiz — Verstehen — Die Gotthardbahn — Die Methode ist kein spanischer Stiefel,

Erwachen

Was will der „Große Fritz“ von mir?
Geh fort! — Tat ich denn Leides dir?
— Warum jetzt plötzlich Skription?
Kein Wort hat man gesagt davon.
Verzweifelt zause ich die Haare:
„'s ist unerhört in diesem Jahre.“

Ich schreibe zornig, was ich weiß;
— Da hör' ich fern ein Glöcklein leis',
Und näher, jetzt ganz nahe schon
Klingt ein geheimnisvoller Ton.
Ein Lichtstrahl meine Augen blendet.
Bin ich ins Märchenland versendet?

Doch nein! von einem Traum erwacht,
Der mich gequält die lange Nacht,
Schau' ich erschreckt und doch erfreut
Hinaus zur kalten Wirklichkeit.
— O, wäre doch manch eitles Streben
Auch nur ein Traum in unserm Leben!

Franz Müller, Hitzkirch.

Herbst im Seminar

Wenn uns daheim rotbackige Aepfel, goldgelbe Birnen und blaue Zwetschgen anlachen, dann verlassen wir Luzerner Seminaristen unsern Heimatort und wandern nach den langen Sommerferien wieder ins Seetal, nach Hitzkirch. Freundlich grüßen uns die alten Gegenden. Gar lustig, wie kleine Gernegroße, grüßen uns auch da die Früchte von den Bäumen, ein frohes, ungesorgtes Leben verheißend. Ihnen selbst aber geht es gar bald an den Kragen. Sie müssen von den Bäumen und von den Blättern, denen sie so freundliche Nachbarn waren. Traurig bleiben die Blätter zurück. Sie hatten so lange miteinander gelebt, daß ihnen jetzt das Scheiden weh tut. Hatten sie denn ihre schönen Freunde nicht beschützt, grimmige Schlossen und Hagelkörner aufgefangen, heiße Sonnenstrahlen abgewehrt? Daß das zu wenig war, daß die Freunde fortgingen, das treibt ihnen die Schamröte ins Gesicht; sie sind recht traurig. Selbst das Rot weicht von ihnen, und sie werden so bleich, wie nur ein Blatt seiner Traurigkeit bleich werden kann. Langsam sterben sie dahin und denken immer noch an die Zeit, da sie nicht allein gewesen.

Von solchen Kleinigkeiten merkt aber nicht jeder Seminarist etwas. Warum sollten solche Gedanken auch in jedem Kopfe sein? — Wenn wir im Seminar wieder eingelebt sind, so gehen wir am Mittag und nach vier Uhr gewöhnlich etwas spazieren. Der eine geht da, der andere dort aus, der eine geht allein und der andere mit Kameraden, ganz nach Belieben. Da können die Leute ungestört miteinander plaudern und sich aussprechen nach Herzenslust. Was reden und denken die Leute denn da? Sicher alle etwas Verschiedenes. Nun wollen wir leise hinter zweien hergehen, damit wir sie nicht stören, und wollen sie etwas belauschen.

Sie spazieren nach Süden. In gemessenen Schritten, wie es sich für Seminaristen geziemen

soll, schreiten sie vorwärts, kaum daß sie einmal rückwärts schauen. Auf dem ausgetretenen Pfade kommen sie dem Schloß Heidegg immer näher. Da bleiben sie stehen. Warum wohl? Der eine schaut herum, kneift bald eines, bald beide Augen halb zu, um so die schöne Landschaft zu betrachten, die vor ihm liegt; der andere schaut auch herum und betrachtet auch alles, kneift aber die Augen nicht zu, sondern öffnet sie noch mehr als gewöhnlich, so daß man darin die innere Freude sich widerspiegeln sieht. Sie sehen vor sich das altersgraue Schloß, die Heidegg, von herbstlich gefärbten Wäldern umgeben, darüber den blauen Himmel und etwas weiter rechts das schöne Seetal und den jetzt recht freundlichen Baldeggersee. Jetzt treten die beiden näher zusammen und suchen von der eben gesehenen Pracht zu reden. Es scheint aber keinem zu gelingen; denn nach kurzer Zeit gehen sie weiter. Sie denken schon wieder an etwas anderes. Keiner aber redet. Der eine schaut in die Zukunft, der andere in die Vergangenheit; der eine baut sich Luftschlösser, der andere denkt der Zeit, da hier Seminaristen gingen, die er nicht kennt, die sich an den gleichen Schönheiten freuten oder kalt daran vorübergingen. Wie mancher baute da schon Luftschlösser, und wie viele dachten vergangener Zeiten? Wie mancher freute sich an den schönen Luftschlössern, die er auf solchen Spaziergängen erbaute, die er mit einer gepfiffenen Weise einweihte und sie mit Tabaksrauch beweihräucherte? Was aus den Luftschlössern wird, wissen die, welche den Namen schon tragen, um den wir noch arbeiten. Die beiden denken kaum an das. Sie sind unterdessen weitergegangen und haben sich eine Weile im Walde verloren. Bald kommen sie wieder heraus und treten den Heimweg an, aber mit etwas schnellern und nicht mehr so gemessenen Schritten wie vor einer Stunde, als sie den gleichen Weg in entgegengesetzter Richtung zurücklegten. Sie müssen heim, um zu arbeiten. Nach der kurzen Zeit der Poesie folgt die lange Zeit der Prosa.

Alfred Dürger, Hitzkirch.

Herbstblätter

Nun ruft der Herbst durch Busch und Baum:
„Ihr Blätterkinder, hebt den Saum
von eurem goldenen Gewand
und gebt dem Bruder Wind die Hand
und hüpft herunter in das Land."

Es gibt gar verschiedene Herbstblätter. Die letzten der Natur, die erst noch so prangten, fallen jetzt sachte mit einem wehen Seufzer zur Erde. Es ist ein feines, silbernes Klingen draußen; der Mensch wird still und nachdenkend darob. — Das ferne Läuten erinnert uns an die Ewigkeit. Alles Glühen und Blühen der Welt vergeht.

Das Menschenleben wird hie und da mit einem Buche verglichen; Herbstblätter bilden die Vollendung, den Abschluß.

Große Dichter haben ihre letzten Werke, den „Schwanengesang", mit „Herbstblätter" überschrieben. So tat Friedrich Wilhelm Weber. — Die letzten Lieder überschäumen wohl nicht mehr von Lebenskraft und Lebenslust; aber sie tragen bunte Farben, die goldene Wahrheit, die Weisheit und Milde, und ein Tropfen Wehmut spielt darin.

Die ganze Literaturgeschichte erscheint mir immer wie das grünende Werden und leise Fallen bunter Herbstblätter. Die erste Blütezeit der deutschen Literatur ist die fruchtbringende Zeit, wo die Poesie ein behagliches Heim hatte bei den Fürsten und Rittern. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts folgt die Abblüte, der Herbst des Minnegesanges.

„Der Adel steigt von seinen alten Burgen
und schwört den Städten seinen Bürgereid."

Mit dem Adel verläßt auch das bis jetzt so reiche Kind, die Muse, seine stolze Heimstätte.

Von hinnen geht die stille Reise,
die Zeit der Liebe ist verklungen,
die Vögel haben ausgesungen,
und dürre Blätter sinken leise.

Der Frost schüttelt die zarte Gestalt der Muse. Der grüne Lorbeerkranz im blonden Flachshaar ist gelb geworden. Doch in den Falten ihres Kleides trägt sie sorgsam die blaue Wunderblume der Poesie. Sie geht auch in die Städte; wie die Muse am Fenster eines Schneidermeisters vorbeihuscht, sieht sie die Wiege des kleinen Hans Sachs; sie geht hinein und berührt den Kleinen mit der blauen Blume. Weiter geht sie, und überall findet sie fröhliche Meister, die singend und pfeifend ihrer Hände Arbeit verrichten. Und zaghaft klopft sie an, und der Meister mit der blumigen Weste und dem Samtkäppchen, der streckt verlangend seine Hand nach ihr aus: „Ja, komm nur, du sollst es gut haben bei uns!"

In den Singschulen der Meister hat die Poesie ein neues, hübsches Kleidchen bekommen, mit einem bestimmten, handwerklichen Schnitt; das Kleid

flattert nicht mehr so frei und sorgenlos wie ehedem zur Frühlings- und Sommerszeit; aber es ist warm und hübsch. — In dieser Zeit entstanden die lieblichtrauten Volkslieder, und diese setzten der Muse wiederum einen frischen, duftenden Kranz aufs Haupt. Das neue Gewand erhielt in den geistlichen Spielen einen goldenen Streifen. — Herbstblätter in der Literatur, bunte Blätter, bunte Farben!

In dieses Waldes leisem Rauschen
ist mir, als hör ich Kunde wehen,
daß alles Sterben und Vergehen
nur heimlichstill vergnügtes Tauschen.

Josephine Egli, Baldegg.

Im Nachtschnellzug

Müde saß ich im schwacherhellten Wagenabteil. Der Zug sauste durch die pechfinstere Nacht. Regen peitschte gegen die Wagenfenster. Träge lehnte ich mich gegen ein Seitenpolster. Ich versuchte einzuschlummern. Aber das dröhnende Schlummerlied der dahinrasselnden Eisenbahn verhinderte jeden Schlafversuch. Ueberdies ließen mir die fremden Eindrücke des vergangenen Tages keine Ruhe. Meine ausgestreckten Beine rüttelte es hin und her. Schläfrig schaute ich dem närrischen Spiele zu.

Mein Nachbar gähnte und streckte seine Glieder. Ein anderer preßte seine Stirne gegen das schmutzige Wagenfenster und stierte in das geheimnisvolle Dunkel hinaus. Stunde um Stunde verging in einförmiger Eintönigkeit. Nur das gleichmäßige, scharfabgeschnittene Geknatter der Wagenräder war zu hören. Daneben heulte und wimmerte draußen der Wind, schwere Regentropfen gegen die trüben Fenster schlagend.

Da übermannte mich die Müdigkeit. Das öde gleichförmige Geräusch des nächtlichen Zuges machte mich noch schläfriger. Die dumpfe Luft, vermischt mit Tabaksqualm, erschlaffte mich noch mehr. Allmählich schlummerte ich ein. Kraftlos pendelte ich, vom Zuge gerüttelt, hin und her. Nur wenn der Wind gar zu sehr durch die Fugen des Abteils pfiff und mich erfrösteln ließ, wachte ich für kurze Augenblicke auf. Bald aber versank ich in tiefen Schlaf. Wild schwirrten mir die mannigfaltigen Erlebnisse der letzten Reisetage wie tolle Gaukelbilder im Kopfe herum. Mir träumte.

Plötzlich erwachte ich. Das Getöse der Wagenräder weckte mich auf. Der Zug fuhr in einen Tunnel. Zuerst fand ich mich nicht zurecht. Ich erschrak, als ich mich etwas umsah. Durch das Schütteln des fahrenden Zuges glitt ich an die Brust meines unheimlichen Nachbars — eines dunkelbärtigen Marokkaners. Auch er schlief ungestört an meiner Schulter, seinen Kopf an den meinigen gelehnt. Behutsam suchte ich mich von ihm loszumachen. Er erwachte aber und strafte meine Ruhestörerei mit einem stechenden Blick aus den feurigen Augen.

Unterdessen dämmerte der Morgen durch die nassen Fenster herein. In dunkeln, noch unbestimmten Schatten huschten Bäume und Häuser vorüber. Die Reisenden im Abteil erwachten allmählich, gähnten, rieben sich die Augen aus und blickten schläfrig in den erwachenden Tag hinaus.

In der Ferne winkten mir schon die rauchenden Fabrikschlote der großen Stadt entgegen. Sie war mein Ziel! Leonhard Haas, Hitzkirch.

Warum turnt man mit den Kindern?

Im Verlaufe der Sommerferien hatte ich oft Gelegenheit, in das Treiben der Kinder zu blicken, die sich auf dem in der Nähe unseres Hauses gelegenen Turnplatze tummelten. Es waren Mädchen und Knaben untereinander, von der jüngsten Garde weg, die erst seit kurzer Zeit das Glück hatte, Hosen zu tragen, bis zu den Zweitkläßlern hinauf. Ich verfolgte mit Spannung das Spiel, freute mich über die trotzigen Stürmer und über ihre Behendigkeit; ich ließ mich nicht stören durch das laute Zurufen, wenn es auch oft wohl derber Art war. Ich sah nur das eine: die Lust, welche alle Kinder erfaßt hatte. Kein Rasten und Ruhen kennen sie; nur viel Bewegung kann sie befriedigen.

Nach solchen Beobachtungen machte ich mir oft meine Gedanken darüber, warum manche Leute dem Turnen so abhold sein können. Bewegung, viel Bewegung liegt doch in der Natur des Kindes. Und warum gibt es so viele Erwachsene, welche der Jugend das schönste Vergnügen, das Spiel, vorenthalten? Sie sitzen doch auch in den Mußestunden an den Jaßtisch oder suchen sich auf irgend eine Art und Weise das Leben kurzweilig zu gestalten. Und was vielleicht ein Jaß für den Mann ist, das ist das Spiel für die Jugend.

Gingen doch jene harten, unverständigen Leute einmal mit ihren Kleinen auf den Spielplatz! Diese frohen Gesichter, solch strahlende Augen, die der Ausdruck der innern Freude sind, müßten sie zu einer andern Ansicht bekehren!

Das Kind verlangt nach Bewegung. Es liegt in seiner Naturanlage, sich zu tummeln und fröhlich zu sein. Warum sollte der Erzieher nicht auch da der Natur die Hand reichen und die Anlage zu entwickeln suchen? Beim schulpflichtig gewordenen Kind ist der Sprung vom lauten, fröhlichen Tummeln zum ruhigen Sitzen in der Lernbank groß. Daher verlangt dieser Bewegungsraub einen Ausgleich. Zu der starken Einschränkung der Körperbewegung tritt noch ein anderer ungünstiger Einfluß der Schule: die Zimmerluft.

Alle diese Einflüsse müßten der Gesundheit des Kindes schaden, wenn der Lehrer nicht für Abhülfe sorgen würde.

Nun gibt es ja viele Mittel, die gut geeignet sind, dem Kinde für diese Mängel Ersatz zu bieten. Ich denke dabei an die Spaziergänge, die den Frohsinn des Kindes wecken und ihm Freiheit und Bewegung in der frischen Luft bieten. Doch Spaziergänge sind selten, daher dürfen und können sie nicht genügen. Viel wichtiger für die Schule ist das Turnen, das den Zweck hat, die Gesundheit und Wohlgestalt, sowie die körperliche Gewandtheit und Geschicklichkeit des Kindes zu entwickeln und im besondern den Willen zu kräftigen und den Charakter zu bilden.

Durch den Turnunterricht soll also der junge Mensch durch geeignete Uebungen dem allgemeinen Ziele der Erziehung näher gebracht werden. Schon aus dieser Erwägung heraus folgt, daß das Turnen im Schulbetrieb nicht eine untergeordnete Stellung einnehmen darf.

Nun die Frage: wie muß der Lehrer im Turnunterricht auf das Kind einwirken, damit er mit dem kindlichen Verständnis rechnen kann? Hier gilt der gleiche Grundsatz wie in jedem andern Unterrichtsfache:

Baue auf das auf, was schon im Menschen ist! Befolgt der Erzieher diesen Grundsatz, so kann er dem Schüler im Turnen viel Wertvolles bieten.

Vor dem Schuleintritt ahmt das Kind die Tätigkeiten der Umwelt nach. Bald springt es umher wie ein Füllen, bald spielt es den Eisenbahnzug, dann denkt es sich wieder in die Rolle der Mutter oder des Vaters.

Diese Tätigkeiten gehören daher ins Turnen, wo sie besonders im Spiel ihren Niederschlag finden. Das Spiel vereinigt die beiden Bedürfnisse Freiheit und Frohsinn und soll daher in der Unterstufe den Hauptteil der Turnstunde ausfüllen.

Es gibt nun viele Spiele, die an die Natur des Kindes anknüpfen. Vor allem denke ich an die Nachahmungsspiele, die vielfach Singspiele sind. Die Schüler können dabei einen Kreis bilden. In der Mitte steht ein Schüler, der die Tätigkeiten irgend eines Berufes ausführt. Alle andern Schüler sind gehalten, diese Bewegungen nachzumachen.

Es ließe sich nun noch viel über das Spiel sagen, aber ich will jetzt aufhören und zum Schlusse noch die Frage zu beantworten suchen: Was für erzieherische Werte kann der Lehrer aus dem Turnen und ganz besonders aus dem Spiele gewinnen?

Im Spiel arbeitet das Kind nicht für sich allein, wie in der Schulbank, wenn es eine Tafel voll Buchstaben schreiben muß.

Es kommt beständig in Berührung mit den Mitschülern und muß auf sie Rücksicht nehmen. Aber gerade daran ist sich das Kind noch nicht gewöhnt, weil es vielleicht keine Geschwister hat, oder weil es zu Hause seinen eigensinnigen Kopf durchsetzen konnte. Und im Spiel, wo nicht die drohende Hand des Lehrers mahnt, zeigen sich diese Unarten. Auch ist das Kind vom Spiel so eingenommen, daß es an nichts anderes denkt und sich zeigt, wie es ist. Es drängt sich vor, braucht grobe Ausdrücke, versetzt seinem Widersacher heimlich eins in die Rippen. Das Spiel ist also das beste Mittel, das Kind kennen zu lernen.

Der Lehrer wird nun das eine Kind anspornen, ein anderes auf die nachteiligen Folgen eines übermäßigen Ehrgeizes aufmerksam machen.

Wir sehen daraus, daß auch der Erzieher aus dem Turnen vieles lernen kann.

Hueber Alfred, Hitzkirch.

Einem Sänger zum fünfzigsten Geburtstage

Herrn Musikdirektor A. L. Gaßmann, Zurzach, gewidmet

Die heimeligen Weisen eines Volksliedes tönen von frischen Mädchenlippen durchs Haus. So kann natürlich nur unsere Hedwig singen, die ins Alltagsleben lustige Melodien streut und uns Seminaristen gerne damit erfreut. Ja, Singen und Dichten ist so ganz mit ihr verwachsen, wie das Volkslied mit unsern Ahnen verwachsen war. Und das ist ganz selbstverständlich, ist sie doch eines Tonkünstlers liebes Kind. Doch nicht ihr will ich ja diese Zeilen widmen. Ihrem lieben Papa, dem rastlosen, vielverdienten Volksliedforscher, der nächsten Sylvester seinen fünfzigsten Geburtstag feiert, gilt dieser Seminaristengruß.

Im kleinen, stillen Wiggertale verbrachte A. L. Gaßmann als lustiger, wilder Knabe sonnige Jugendtage. Gern unternahm er, wie er selber in

einem Vortrag über das Volkslied sagte, Streifzüge in den dunkeln Wald und suchte ein Fischlein im Wasser oder ein Vöglein auf seinem Nestlein zu überraschen. „O unschuldige Lust der Kindheit! Ins Heiligtum der Natur dringt sie ein, entweiht sie nicht." Und nach Jahrzehnten unternahm er wiederum Streifzüge, und auf diesen drang er ein ins Heiligtum des Volksliedes. Wie muß nicht sein Auge geleuchtet haben, wenn er unverhofft auf ein ganzes Nestchen uralter, schlichter Volkslieder stieß!

In Hitzkirch, im rebengeschmückten Seetal, machte er seine Seminarstudien; und unsere Hedy weiß manchen, wohlgeglückten Studentenstreich ergötzlich zu erzählen. Doch immer mehr fühlte er in sich den Drang, der Muse des Gesanges zu huldigen; ins Reich der Töne zog es ihn mächtig hin. „O, diese alten, uralten Lieder, die schlicht sind, wie die Leute von einst;" sie ließen ihn nicht los. F. Hofer hatte sie gepriesen; und der junge Lehrer wollte sie singen, singen! Als Lehrer der Gesamtschule in St. Urban widmete er sich mit schaffender Hand den Vereinen und erdachte nebenbei stille Weisen. Zum Zwecke der Weiterbildung verließ er die Schulstube und wurde gelehriger Schüler des berühmten Musikers Jacques Dalcroze in Genf. Von Genf zurückgekehrt, wurde er als Musikdirektor nach Weggis gewählt. An den herrlichen Gestaden des wildromantischen Vierwaldstättersees werden ihm auch die weiten Wasser Melodien zugeflüstert haben. Nach einigen Jahren edeln Schaffens für sein Musikideal erfolgte die Wahl als Musikdirektor ins Obwaldnerländchen, nach Sarnen. Hier entfaltete Herr A. L. Gaßmann eine glänzende Wirksamkeit als Leiter der verschiedenen Vereine. Seine Verdienste um die Hebung des musikalischen Lebens in Sarnen sind bedeutend.

Wenn ich von Sarnen spreche, dann muß ich an ein liebes Bildchen denken, das unsere Hedwig an ihrem Pultdeckel aufgemacht hat. An der rauschenden, auch von unserer kleinen Sängerin so vielgeliebten Melchaa lauscht ihr Papa den lustigen Weisen des Wildbaches. Auf dem Melchaastein hat vielleicht manch längstvergessenes Volkslied ein neues musikalisches Kleidchen erhalten. Und von Sarnen aus suchte er auch das sich zum Schlafe niedergelegte Volkslied neu zu erwecken. Es galt ja, die Poesie unserer Väter aufzuzeichnen und sie dadurch dem kalten Vergessen zu entreißen. Und so durchzog denn Herr Gaßmann die Gaue der Innerschweiz; er durchstreifte die Täler und Höhen, überall nach alten Weisen forschend. Diese unermüdliche Arbeit verdient auch von unserer Seite Anerkennung. Sind wir nicht durch ihn in den Besitz so vieler, schlichter Volkslieder gelangt, die wir einst als Lehrerinnen auch mit unsern Schulern singen können? Heimatsinn, edle Einfachheit, wie er unsern Vorahnen eigen war, wollen auch wir in die kleinen Kinderherzchen pflanzen. Ich denke dabei an die Sammlungen „Juhui" und „'s Alphorn" in denen sich der Charakter des Schweizervolkes widerspiegelt.

Herr Gaßmann verließ das ihm lieb gewordene Sarnertal und kam, wiederum als Musikdirektor, in das von den grünen Wellen des Rheines umspülte Städtchen Zurzach. Und es ist selbstverständlich, daß sich auch hier das musikalische Leben unter seiner Leitung herrlich entfaltete. Davon zeugen das von ihm gegründete Schulorchester und der Knabenchor. Aber vor allem feiert Papa Gaßmanns Lied seine Feste im Kreise seiner Familie. Musikalisch und sangesfroh sind alle seine Kinder. Wie werden sie am Sylvesterabend so frisch und froh ihren Papa feiern! Möge die schöne Feier noch oft wiederkehren; möge unser Sängerfreund noch manches Jahr singen und dichten. Wir Baldegger-Seminaristinnen wünschen es innig und entbieten dem Gefeierten Gruß, Glückwunsch und ein Gebet. Marie Feldmann, Baldegg.

Zur Alkoholfrage in der Schweiz

Alkoholverbrauch, Ausgaben für Alkohol, Folgen des Alkoholismus

(Unterrichtliche Behandlung dieser Frage in der Wirtschaftskunde auf der Stufe der Bürger- und anderer Fortbildungsschulen.)

In Anlehnung an das im Verlag Huber, Altdorf, erschienene Lehrmittel „Heimat" für Fortbildungsschulen.

a) Vom Alkoholverbrauch: Bei der Besprechung der Kapitel Weinbau und Obstbau wurde ausgeführt, daß die jährlichen Weinernten in der Schweiz 350,000 bis 1 Million Hektoliter Rebensaft ergeben, durchschnittlich 500,000 Hektoliter. Dies ist ein recht ansehnliches Quantum! Dazu werden aber noch zirka 1½ Millionen Hektoliter fremde Weine eingeführt. — Ferner kam zur Sprache, daß etwa die Hälfte des Ertrages der rund 9 Millionen tragfähiger Aepfel- und Birnbäume unseres Landes zur Mostbereitung verwendet wird, d. h. gegen 4 Millionen Kilozentner Mostobst. Ueber 2 Millionen Hektoliter Obstwein oder Most wird daraus gepreßt, je nach der Ernte. — Ha, welch ein Riesenquantum! — Wein und Most: 4 Millionen Hektoliter!! — Aber noch andere Genußmittel finden im Volke reichen Zuspruch. — (Aeußert euch hierüber!) — Bier, Branntwein, schwarzer Kaffee, Likör. — Laßt mal sehen! 69 Bierbrauereien liefern beinahe 2 Mil-

lionen Hektoliter Gerstensaft im Jahr. (Nennt solche Betriebe! Kennt ihr Rohprodukte, die hier in Frage kommen?) — Es wird aber noch ein beträchtliches Quantum Bier aus dem Ausland eingeführt. (Woher?) Und nun der fürchterlichste Volkskrebs! Ihr wißt wohl, was ich meine? — Der Schnaps. — Etwa 30,000 Brennereien liefern zum Volksschaden billigen Branntwein, 150,000 Hektoliter. Und welch unselige Rolle spielt vielerorts der „Choli", der schwarze Kaffee! Ihr habt von diesem Uebel schon gehört. Bringt Beispiele! — Und was sprechen die langen Batterien Likörflaschen, welche von den Ausschanktischen der Gasthäuser verführerisch locken!

Wie sagt ihr dem tückischen „Geist", der in diesen Getränken steckt, und der Körper und Geist so angreift und schädigt? Wie heißt dieses Gift? — Alkohol. Wirkung? — Alle bisher genannten Getränke enthalten solchen Alkohol, immerhin nicht in gleich hohem Grade. Bier enthält z. B. 4 bis 5 Prozent, Wein 5 bis 14 Prozent, Most zirka 5 Prozent und Schnaps 25 bis 40 Prozent. — Fassen wir nun die gemachten Angaben über den jährlichen Alkoholmißbrauch der Schweiz zur Tabelle zusammen!

Wein	2 000 000	Hektoliter
Bier	2 000 000	Hektoliter
Most	2 500 000	Hektoliter
Branntwein	150 000	Hektoliter

Berechnet das gesamte Quantum! — Prüft, wieviel von jeder Sorte es trifft auf den Kopf der Schweizerbevölkerung! — Das größte Faß in der Mosterei X faßt 250 Hektoliter; wie viele solcher Fässer wären notwendig, um a) jede der verschiedenen Sorten, b) das gesamte Quantum fassen zu können?

b) Ausgaben für Alkohol pro Jahr: Untersuchen wir mal, welche Werte für die vorgenannten Mengen Alkohol ausgegeben werden! Wie hoch berechnet ihr wohl den Preis des Weines? . . . . Ihr sagt, der Gastwirt verlange für den Liter Fr. 2.50 bis Fr. 3.—, je nach Qualität. Wir wollen nun den Liter bloß auf Fr. 1.— werten. Welche Summe rechnet ihr aus dem Posten Wein heraus? Was sagt ihr zu dieser Summe? Ueberschätzt oder unterschätzt? Wie viele Kilometer Straße könnten aus genanntem Gelde gebaut werden, wenn der Kilometer auf 100,000 Franken zu stehen käme? Laßt uns sehen, für welche Summe Bier konsumiert wird im Lande Helvetien, das doch 25 Millionen Hektoliter Milch erzeugt im Jahr! Der Wirt bezahlt der Brauerei 43 Rappen per Liter, wieviel für den Hektoliter, wieviel im ganzen? — Aber oha! — Ihr reklamiert und erklärt, der Biertrinker müsse ja für ein 3-Deziglas Bier 25 Rappen bezahlen. Welchen Betrag opfert dann das Volk für jeden Liter, für den Hektoliter, für die ganze „Bierschwemme"? — N. besitzt einen hübschen Bauernhof von 50 Jucharten Land mit schönen Gebäulichkeiten. Er schätzt ihn auf 200,000 Franken. Wie manches solches Bauerngut ließe sich aus diesem Biergeld kaufen? — Berechne den Wert des Mostes bei einem Mindestpreis von 18 Rappen per Liter! Wie viele Bauernhäuser zu Fr. 50,000 könnten mit dieser Summe erstellt werden? — Und der Schnaps? Welche Summe wird für dieses Gift ausgeworfen, wenn ein Durchschnittspreis von Fr. 1.60 angenommen wird? Wie viele Arme könnten dafür in Anstalten gut versorgt werden, auch wenn pro Person und Jahr Fr. 1500 Verpflegungskosten bezahlt werden müßten?

Stellt eine Tabelle auf, welche die Summen verzeigt, die für die genannten 4 Klassen alkoholischer Getränke im Jahr ausgegeben werden! — In der Schweiz sind rund 24,000 Wirtschaften im Betrieb, Bäckereien aber nur 6500. Was redet ein solches Mißverhältnis für eine Sprache?

c) Folgen des gewaltigen Alkoholkonsums: Hört! Was stiftet dieser böse „Geist" Alkohol? Antwort: Unheil, Ruin, Elend. — Alkohol schwächt die geistigen und körperlichen Kräfte. Alkohol bevölkert Spitäler, Irren- und Armenhäuser. Dieser „Geist" ist der Urheber zahlloser Unglücksfälle und Verbrechen. 62 Prozent aller Gefangenen sind durch ihn hinter Schloß und Riegel gekommen. 36 Prozent der anormalen Kinder haben ihr trauriges Dasein Eltern zu verdanken, die im Banne des Alkohols waren. Dieser Kobold sät Haß und Feindschaft und zerrüttet Familien, ja Gemeinden und ganze Völker. — Bringt Beweise für die einzelnen Punkte! — Was hältst du nunmehr von diesem Volksfeind Alkohol? Wie gedenkst du dich fortan zu ihm zu stellen? Wie willst du ihn bekämpfen? Wie sicherst du dich und andere vor seinen Banden? — Nun gut, mit frischem Mut in den Kampf gegen den Alkoholteufel, den schlimmen Feind des Einzelmenschen, der Familie, der Allgemeinheit!

F. X. J., Hitzkirch.

Verstehen

Es war auf einem Zuge der Pennsylvanischen Eisenbahn. Alle Fahrgäste des Schlafwagens hatten sich zur Ruhe gelegt bis auf einen Mann, der mit einem weinenden Kinde müde auf und ab ging. Er küßte den kleinen Kopf des Kindes und sprach sanft und beruhigend zu ihm. Doch seine Bemühungen, es zum Schweigen zu bringen, waren vergeblich.

Eine Frau mit einer schneidenden Stimme, die eben aus dem Schlaf erwacht war, streckte ihren Kopf aus dem Abteil hervor und rief im Tone höchster Entrüstung: „Bringen Sie doch den Schreihals aus dem Wagen!"

Und als ob dieses das Signal für einen dicken Passagier, der seit anderthalb Stunden geschnarcht hatte, gewesen wäre, richtete sich dieser plötzlich auf und fragte mit knurrender Stimme: „Warum bringen Sie denn das Kind nicht zu seiner Mutter?"

Darnach erhob sich ein Protest nach dem andern: „Es ist unverantwortlich! Ein solches Benehmen! Wo ist der Kondukteur?"

Der Mann mit dem Kinde stand einen Augenblick still, seine Lippen zitterten, ein Seufzer erstickte seine Stimme. Er drückte das Kind fest an seine Brust und küßte mit Zärtlichkeit die mit Tränen gefüllten Augen des Kleinen. Dann sagte er, als die Proteste einen Augenblick verstummten: „Ich möchte das Kind gern zu seiner Mutter bringen — wie gern — der Kleine hat nach ihr geweint, seit wir sie verlassen haben; aber ich kann ihn nicht zu ihr bringen; denn sie ist hinten im Gepäckwagen im Sarge, und wir sind auf dem Wege nach ihrer Heimat, unter deren blauem Himmel sie als Kind spielte; dort soll ihr Leib ruhen! Der Kleine will seine Mutter haben. Ach, wir vermissen sie so sehr!"

Innerhalb fünf Minuten waren zwölf Frauen im Gange des Wagens. Auf aller Antlitz prägte sich ein Zug tiefen Mitleides aus. Der Dicke mit der knurrenden Stimme schluchzte, als ob er seinen besten Freund verloren hätte: „Vergeben Sie uns! Wir wußten es halt nicht! Armes kleines Kindchen! Legen Sie sich schlafen! Wir werden auf das Kind achten!" — Eine der Frauen nahm das Kind in ihre Arme, und bald war es eingeschlummert.

(Aus dem „Jahrbuch für die Schweizerjugend.")

Einer trage des andern Last: so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen. Gal. 6, 2.

Auch der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben hinzugeben zur Erlösung für Viele.

Mark. 10,45.

Wer nicht liebt, erkennt Gott nicht; denn Gott ist die Liebe. 1. Joh. 4, 8.

Die Weisheit, die von oben kommt, ist vor allem lauter, dann friedfertig, bescheiden, nachgiebig, dem Guten hold, voll Erbarmen und guter Früchte, frei von Parteilichkeit und ohne Heuchelei.

Jak. 3, 17.

Die Gotthardbahn

Stoffskizze einer Lehrübung für die Oberstufe der Primarschule

I. Die Gotthardbahn im Rahmen des Eisenbahnnetzes.

Kartenlesen. Dabei erkennen die Schüler die roten Linien des Eisenbahnnetzes der Schweiz. Dieses Netz hat drei Hauptrichtungen.

1. Längsrichtungen. Verbindungen zwischen Boden- und Genfersee. Sie durchziehen das Mittelland der Länge nach.

2. Grenzrichtungen. Stränge dieser Richtung verlaufen vom Waadtland durch den Jura, über Basel, rheinaufwärts nach Konstanz-Rorschach-Landquart-Davos; vom Genfersee nach Brig.

3. Zentrumsrichtungen. Begriffserklärung für Zentrum, an den Kreis anschließend. Verbindungen von Grenzgebieten mit der Zentralschweiz, z. B. von den Jura-, Rhein- und Tessinpforten aus. Hauptbahnen, welche die genannten Grenzgebiete verbinden, werden auf der Karte gezeigt, z. B. Deutschland — Basel — Hauenstein — Olten — Luzern — Gotthardtunnel — Bellinzona — Lugano — Chiasso — Italien. Schienenweg = Route (Wort an die Tafel). Aufzählen der an der Hauptroute gelegenen Kantone.

II. Die Gotthardbahn als Verkehrsweg.

Sie ist Alpenbahn für Uri und Tessin. Das Kartenbild spricht zum Teil „für", zum Teil „gegen" die Wahl des Kantons Uri als Durchgang für die Alpenbahn. Erarbeiten dieses Gedankens an der Karte.

III. Geschichtliches zur Gotthardbahn; Kehrtunnels.

In den Jahren 1823—1825 wurde in England durch George Stephenson die erste Eisenbahn mit Lokomotivbetrieb gebaut. Dem Beispiel Englands folgten bald andere Länder: Deutschland, Belgien, Frankreich.

In der Schweiz wurde die erste Bahn Zürich-Baden 1847 eröffnet. Die Bahn war 4,9 Schweizerstunden lang und kostete 3,150,000 Schweizerfranken. Sie hatte vier Lokomotiven mit den Namen Aare, Rhein, Reuß und Limmat, 28 kleine Wagen mit Sitzen, darunter einen für die erste Klasse, zwei Stehwagen, drei Equipagenwagen, zwei Viehwagen, einen Güterwagen, drei Gepäckwagen und einen Wagen für Steinkohlen-

transport. Die Lokomotiven wie die Wagen waren nach amerikanischem System eingerichtet und in Karlsruhe hergestellt worden.

Die Verbesserung der Einrichtung der Dampfmaschine machte rasche Fortschritte. Schon früh lagen Pläne für schweizerische Alpenbahnen vor.

Weitere allgemeine Ursachen zum Bau des Gotthardtunnels. — Anleitung zur Erarbeitung. — Der Alpenwall ist ein Verkehrshemmnis. Der Verkehr nimmt im allgemeinen zu. Selbst vortreffliche Post- und Transporteinrichtungen — welche? — sind nicht mehr genügend.

Nähere drängende Ursachen. 1. Die Erstellung des Hauensteintunnels 1858. 2. Das Vorhaben, über den Lukmanier eine Bahn zu bauen. (Dazu drängte Graubünden; Ingenieur La Nicca.) 1860 wurde als Ablehnung des Planes für eine Lukmanierbahn das Gotthardbahnprojekt verbessert. Deutschland und Italien förderten den Gotthardbahnstich durch finanzielle Beteiligung.

Jetzt war die Möglichkeit zur Verwirklichung des Planes für die Gotthardbahn da. Diese wichtige Verkehrslinie wurde im Jahre 1882 eröffnet. Ueber 20 Jahre hatten die Verhandlungen gedauert. Große Schwierigkeiten mußten durch gewaltige Arbeiten überwunden werden (Louis Favre).

1871 Beginn des Baues.

1. Strecke: Chiasso-Lugano; Bellinzona-Biasca 1874.

2. Strecke: Immensee-Chiasso 1882.

3. Strecke: Immensee -Luzern; Goldauerzug 1897 (Anschlüsse).

Gesamtstrecke: Chiasso-Luzern 272,6 Km.

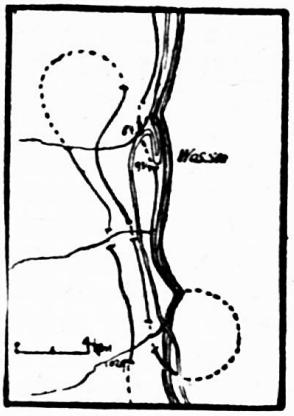
Tunnellänge: 15 Km.

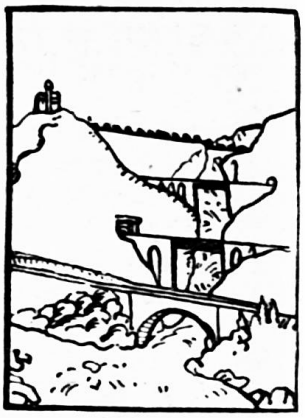
Gesamtkosten: 227 Millionen Franken.

Seit 1909 ist die Gotthardbahn Bundesbahn.

Anmerkungen zu Vergleichen: (S. T. B. hat Steigungen bis 36 Promille zwischen Eschenbach und Münster; Emmenbrücke-Rothenburg 16 Promille Steigung; Hauenstein 24 Promille Steigung, Pilatusbahn 450 Promille Steigung.)

Kehrtunnel





Die Kehrtunnels reduzieren das Maximum der Steigung auf 26 Promille. Mit was sind die Kehrtunnels vergleichbar? Bergtour: Zickzackwege. Zahnrad. Größerer Tunnel: Schon vor Wassen beginnend. Dann wäre aber Göschenen keine Station. Sandkasten mit Relief der Kehrtunnels. Erklärung desselben durch die Kinder. Vergleich mit dem Kartenbild und der Zeichnung. Erster Kehrtunnel Pfaffensprung; Hauptkehr Wassen; weitere zwischen Ambri und Faido; Giornico.

Zusammenfassung.

Verwertung: Berechnungen von Steigung und Bahnlängen im Rechenunterrichte.

Martha Huber, Baldegg.

Die Methode ist kein spanischer Stiefel,

aber sie kann es sein, sobald sie zur Schablone wird. — Methode heißt Weg. Wie ein Reisender einem bestimmten Wege folgt, so muß es auch der Lehrer tun. Er soll noch anderes vom Reisenden lernen. Ein Velofahrer will von Hitzkirch nach Aesch; er kann in fast gerader Linie an den Ort fahren. Ein andermal will er nach Münster; da fällt ihm doch nicht ein zu sagen: „Nach Aesch bin ich gradaus gefahren; also mache ich es jetzt auch wieder so." Er nimmt sicher den krummen Weg über Beinwil. — Auch im Unterricht soll sich der Weg dem Terrain anpassen. Andernfalls wird die Methode zum spanischen Stiefel.

Sie muß es auch für jene werden, die alles Heil nur von der Methode erwarten, die glauben, eine gute Methode, selbst von einem Stallknecht gehandhabt, bringe Erfolg. Aber galt nicht selbst einem Heinrich Pestalozzi und einem Père Girard das System mehr als die Lehrerpersönlichkeit? Hört man nicht heute noch sagen: „Mit dieser Methode kann jeder das Unterrichtsziel erreichen!"?

Wenn wir nun auch die Methode nicht überschätzen wollen, so müssen wir uns doch vor dem Gegenteil hüten; denn wie jeder Wanderer seinen Weg kennen muß — und es liegt ja in seinem Interesse, daß er den besten kennt —, so soll auch der Lehrer auf seiner Fahrt zum Unterrichtsziel nicht planlos einem gütigen Geschick sich überlassen.

Martin Isenegger, Hitzkirch.